Familien-Bibliothek.



Ausgewählte Erzählungen
und
Geschichtsbilder.

II. Serie № 9.
(№ 34 der ganzen Sammlung.)

Inhalt: Seite

Einsiedeln, New-York & Cincinnati, 1874.
Druck und Verlag von
Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

Familien-Bibliothek.

Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

II. Serie № 9.
(№ 34 der ganzen Sammlung)

Das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci.
Eine Legende, frei bearbeitet von Victor Apoloni.

Der Holzschuh Paganini's.
Eine Skizze.

Ein eitles Herz.
Originalnovelle.

Eine romantische Hochzeitsreise.
Einem amerikanischen Original nacherzählt v. H. A. Reiser.

Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1874.
Druck und Verlag von
Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger.

Das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci.

Eine Legende, frei bearbeitet von Victor Apoloni.

1.



Ruhig und mit friedlichem Lächeln lag ein Greis auf weichem Lager Das Silberweiß der ehrwürdigen Locken, nachlässig hingestreut auf den blauen Seidenkissen, glich leicht gekräuseltem, hellem Gewölk am nächtlichen Himmelsgewölbe. An leuchtenden Sternen fehlte es auch nicht: zwei trauliche Augen blitzten und funkelten seltsam unter den sanften Brauen hervor, so oft der Greis die Augenlider erschloß. Alsdann haftete

sein Blick nicht an der Pracht und dem Reichthume, die ringsum im geräumigen Zimmer sich kundgaben, sondern schwebte hin an der Reihe bezaubernder Bilder, die als beredte Zeugen seiner himmlischen Kunst und kindlichen Frömmigkeit alle Wände zierten.

„Dank Dir, mein Jesu," also lispelten des Greises bleiche Lippen, „Dank Dir dafür, daß Du meinen Glauben, meine Liebe an deinem Herzen erstarken ließest, denn nun, da mein letztes Stündlein nahet, nun erblüht mir aus dem zarten Keime jener Hoffnung, die ich allzeit in meiner Brust trug, jener mächtige Lebensbaum, der ewige, selige Anschauung Gottes als köstliche Frucht mir bietet. — Ich weiß, Du wirst mich zu Dir nehmen — und dieser Gedanke macht mich glücklich; ruhig und getrost sehe ich dem Tode entgegen, denn ich habe bei seiner Ankunft Nichts zu verlieren, nur Alles zu gewinnen. O schönste Aussicht! — O köstlicher Friede!" —

Während so der christliche Kindessinn des Greises in heiliger Begeisterung sich himmelwärts schwang, hatte auch seine Stimme vom kaum vernehmlichen Lispeln bis zur lauten Rede sich erhoben. Hierdurch herbeigelockt schaute ein Lockenkopf aus dem Nebenzimmer zur halbgeöffneten Thüre herein.

Der Kranke hatte dies alsbald bemerkt und rief: „Leonardo!" indem er seine zitternde Rechte einem schönen Jüngling entgegenreichte, dessen geistvolles Auge hinter dem Schleier einer heimlichen Thräne sich theilweise barg.

Leonardo schien einen solchen Ruf schon lange erwartet zu haben; flugs stand er am Bett, erfaßte die Hand des Greises, drückte sie innig an seine Lippen und schaute wehmüthig in das blasse Antlitz seines geliebten Meisters.

„Leonardo!" begann Jener, „dein Mund schweigt, aber dein Auge kündet mir laut, was dein Inneres bewegt. — Weine nicht; — zwar muß ich Dich jetzt verlassen, da mein Herr mich ruft, aber ich scheide getrost von hinnen, da ich Dich als Mann des Glaubens und

als Meister unserer Kunst weiß. Dein Pinsel hat bereits Gestalten geschaffen, die den alten Andrea Verrocchio auf Erden überflüssig machen. — Die Madonna, die ich bei meinem letzten Gange durch die Werkstatt von deiner Staffelei nahm, gilt mir als dein Meisterstück. — Bringe sie her, mein Sohn!"

Der Jüngling ging und verklärten Angesichts brachte er „die Himmelfahrt Mariä". Der Meister warf einen prüfenden Blick auf die zufriedene Miene seines Schülers, dann nahm er das Bild und wies hin auf den künstlerischen Werth der einzelnen Theile. Er pries die sanfte Stimmung der Farbentöne, das leichte Emporschweben der Hauptfigur, wie auch die mit Lebendigkeit und Wärme aufgefaßten Engelsköpfe, und wurde nicht müde, die fließende Gewandung und die Formenschönheit zu bewundern. Nachdem er aber auf solche Weise Leonardo's empfängliche Seele mit Lobsprüchen erfüllt hatte, änderte er plötzlich den Ton seiner Stimme und sprach mit feierlichem Ernst:

„Dies Madonnengesicht, fein und edel, trägt neben der Innigkeit, die über dasselbe ausgegossen ist, dennoch einen Zug, der durch seine Weichlichkeit, ja ich möchte sagen Sinnlichkeit, dem Ganzen den Charakter der wahrhaft katholischen Auffassung benimmt. Das Auge ist klar und durchsichtig, läßt aber auf den Grund einer Seele schauen, in der noch eben so leicht die Erde wie der Himmel sich wiederspiegeln könnte."

Hier hielt der Meister inne und strich sich mit der Hand über die Stirn, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas Bedeutungsvolles vorhatte. Leonardo wurde doppelt aufmerksam und es entging ihm nicht, wie die innere Bewegung des Kranken sich in dem Erglühen des Auges kund that. –

„Es mag dies," fuhr Andrea in gehobenem Tone fort, „die letzte Bemängelung sein, die eines deiner Werke trifft. — — Damit Dir aber diese meine letzte Unter-

weisung für immer im Gedächtniß bleibe, so verknüpfe ich damit meine letzte That."

Diese Worte waren von einem Geräusch begleitet, das den Leonardo mit kaltem Schauer überrieselte; — der Meister hatte seine ganze Kraft zusammengerafft und das Gemälde von oben bis unten entzwei gerissen. Die beiden Stücke lagen zu des betroffenen Schülers Füßen.

„So!" begann Andrea wieder, nachdem er sich auf die Kissen zurückgelehnt hatte. „Und nun magst Du deine Schöpfungen nie mehr zu Trägern menschlicher Leidenschaften machen; sollen deine Werke das Urtheil echten Kunstsinnes zu aller Zeit ertragen, sollen sie unsterblich werden, so magst Du durch dieselben nie den Sinnen schmeicheln, — — denn unedle Motive sind Eiterbeulen der Kunst." —

Bei den letzten Worten, die nach langen Pausen gesprochen waren, sank die Stimme des Kranken bis zum Lispeln herab. Der Greis war erschöpft und eine sichtliche Schwäche bemächtigte sich seiner, so daß kraftlos sein Auge sich schloß.

Leonardo, den die seltsame Handlungsweise und die ernste Rede des Meisters hart getroffen hatte, stand noch immer vor sich hinstarrend unbeweglich da, als ihn die plötzlich eingetretene Stille seiner Erstarrung entriß. Erschrocken trat er an das Bett seines wiewohl gestrengen, so doch geliebten Meisters, und dessen kalte Hand in die seinige schließend, rief er bewegt: „Meister, ach Meister, so wollt Ihr mich denn wirklich verlassen?" und dabei quollen ihm die hellen Thränen unter den Wimpern hervor.

Langsam öffnete der Greis noch einmal sein brechendes Auge und seine bleichen Lippen flüsterten vernehmlich:

„Mein Sohn, Du hast über Dich selbst gesiegt! — Gott helfe Dir weiter. — Sei allzeit brav und gottesfürchtig. — Doch bist Du einstens in des Künstlerlebens größter Noth, so rufe nur: Andrea! — alsdann werde ich — " und der Meister war todt.

Lange noch stand Leonardo am Lager des Heimgegangenen, und was er da fühlte, was er da dachte, wir wissen es nicht, es blieb in seiner Brust verschlossen; nur Eines wissen wir, weil er dies knieend laut gelobte: „Des theuren Meisters weise Lehren streng zu befolgen.“

2.

Ob Andrea Verrocchio den jungen Leonardo da Vinci überschätzte, als er ihn einen Meister der Malerkunst nannte, das besagen die Annalen der Kunstgeschichte. Aber nicht blos als Maler erwarb er sich Ruhm, als Architekt und Mechaniker glänzte er nicht minder. Doch wir wollen nicht davon reden, wie er das Wasser der Adda bis nach Mailand, den Arno von Pisa nach Florenz leitete, nicht davon erzählen, daß er den zweihundert Miglien langen Kanal von Mortesana baute, noch auch davon, wie er durch sein mechanisches Talent einen Löwen gestaltete, der stattlich einherschritt, mit dem Schweife wedelte, die Augen muthig rollte und sich an bestimmter Stelle zu Boden warf, um seine Brust zu öffnen und Frankreichs Wappen hervortreten zu lassen; — wir wollen an ihm nur den Maler *) bewundern und zwar in seinem Schaffen zu Mailand.

---

*) Leonardo ward 1452 als der natürliche Sohn eines reichen Edelmannes zu Vinci (einem Schlosse im Arnothale) bei Florenz geboren. Er besaß die außerordentlichsten Eigenschaften des Geistes und Leibes, ungewöhnliche Schönheit und seltene Körperkraft. Schon als Jüngling übertraf er seine Altersgenossen in allen ritterlichen Übungen; er war ein trefflicher Musiker, ein Improvisator von unerschöpflicher Fülle der Gedanken und ein Kenner der alten und neuen Literatur. Er schrieb vorzügliche Gedichte, setzte sie in Musik und trug sie unübertrefflich vor. Er verstand Mechanik, Physik, Anatomie; war ein ausgezeichneter Ingenieur, Bildhauer, Erzgießer, Architekt — kurz ein Universalgenie, wie selten eines gelebt hat. Er starb als ein majestätischer Greis 1519 in Frankreich.

Florenz, die schöne Vaterstadt des Leonardo, ward dem strebsamen Geiste des Künstlers bald zu eng, er kannte sie ja schon mit allen ihren Kunstschätzen und Denkwürdigkeiten; sein Geist bedurfte neuer Nahrung, darum zog es ihn fort nach dem alten Milano: der freundliche Ruf des Herzogs Ludovico Sforza, genannt „il Moro“, lud ihn ja dahin.

Der glänzende Empfang, den Ludovico ihm bereitete, die ungetheilte Freude, mit welcher der Herzog den lange ersehnten Künstler begrüßte, das Wohlwollen, das er ihm schenkte, waren wohl geeignet, dem Leonardo das Leben am Hofe angenehm zu machen, zumal auch die Höflinge allzeit bereit waren, ihrem Herrn in Gunstbezeugungen gegen den bevorzugten Künstler es nachzumachen, wo nicht gar darin ihm zuvor zu kommen. So besaß denn Leonardo Glück und Ruhm, sowie die Freundschaft und Liebe Ludovico's; und dieses Wohlwollen des Herzogs wuchs in dem Maße, wie er des Meisters Werth von Tag zu Tag immer mehr kennen lernte. Jedes neue Werk des Künstlers versetzte Ludovico in Entzücken, erfüllte ihn aber zugleich mit dem heißesten Wunsche, immer mehr solcher Kunstschöpfungen unter den Händen Leonardo's entstehen zu sehen.

Um so empfindlicher sah sich der Herzog enttäuscht, als des Meisters Schöpfungen immer seltener und seltener wurden. — Mit Leonardo mußte etwas vorgegangen sein. Oft zog er sich tagelang vom Hofe zurück, irrte einsam umher oder schloß sich in seine Gemächer ein.

Teofilo war's, des Herzogs Vertrauter, der Leonardo das Leben verbitterte. So oft der Meister der hagern, schleichenden Gestalt mit dem krausen Haar und dem verschmitzten Lächeln begegnete, war es ihm, als würde er von einer Natter gestochen. Wohl bekämpfte Leonardo das sich regende Gefühl des Argwohns gegen den Höfling, wohl war auch Teofilo dem Meister gegenüber die Höflichkeit selbst, aber dennoch blieb in dem Herzen des

Letzteren immer dasselbe Gefühl des Unheimlichen, dieselbe Ahnung des Bösen zurück. Dieses Gefühl trug sich selbstverständlich auf seine Arbeiten über. Saß er an seiner Staffelei, so sah er stets den Krauskopf wie ein unheimliches Gespenst vor seinen Augen einherschleichen; alsdann ward seine Hand unsicher, seine Kniee fingen an zu zittern, Angstschweiß trat ihm auf die Stirn und er war unfähig, weiter zu schaffen. In solchen Augenblicken geschah es nicht selten, daß Leonardo voll Unmuth und Aerger ein Werk, auf dessen Vollendung der Herzog schon von Tag zu Tag mit Ungeduld gewartet hatte, vernichtete.

Eine Zeit lang verbarg Ludovico seinen Schmerz, stets nur Trümmer von den Werken des Meisters sehen zu müssen, aber für immer konnte es auf diese Weise nicht weitergehen. Vielleicht, daß ihn Teofilo in seiner ungnädigen Stimmung gegen Leonardo bestärkte, kurz, der Herzog sagte: „Wozu halte ich mir den Meister an meinem Hofe, wenn ich nicht die Freude genießen soll, mich an den Schöpfungen seiner Kunst zu erfreuen; er soll mir jetzt schaffen, wie und was ich will.“

Damit trat er in des Meisters Werkstatt, begleitet von Teofilo. „Meister,“ begann er, „ich will wieder einmal ein Bild von Euch sehen, daher sollt Ihr jetzt mich selber malen. Selbstverständlich werdet Ihr diesmal das Bild nicht vernichten.“

Bleich vor Schreck erhob sich Leonardo von seinem Sessel und schaute fragenden Blickes den Herzog an, ob er auch wirklich recht gehört; doch als er des Höflings ansichtig wurde, da wußte er bestimmt, daß ihn sein Gehör nicht getäuscht, daß er den Herzog malen solle; denn das höhnische Lächeln um Teofilo's schmale Lippen hatte sich zu einem boshaften Grinsen verzogen. Kein Wort vermochte der Meister zu sagen, er glaubte sein Todesurtheil vernommen zu haben, denn er sollte die Häßlichkeit selbst malen.

Das struppige Haar, die gläsernen Augen, das erdfarbene, zerrissene Gesicht, der röthliche Bart, die Fleischbeere am Halse des Herzogs tanzten wirr vor den Blicken des Künstlers. Was thun? Sollte sein Pinsel die wüsten Züge des Herzogs veredeln? Sollte er mit der Tünche der Schmeichelei die Schrecken der Häßlichkeit überkleiden und Schönheit und Ebenmaß da hineinbringen wollen, wo Gottes Finger den Schriftzug „abscheulich“ eingegraben? Dann stand er als erbärmlicher, charakterloser Schmeichler da, dann hatte Leonardo seines Meisters letzte Lehren feig übertreten und seine hohe, edle Kunst entweiht. — Sollte er den Herzog treu nach der Wirklichkeit malen, dann hatte er jedenfalls dessen Zorn zu fürchten. — Schreckliche Entscheidung! Furchtbare Wahl! —

„Andrea, Andrea,“ flehte Leonardo, eingedenk des Testaments seines scheidenden Meisters, „hilf deinem Schüler in seiner größten Noth!“

Umsonst, Andrea hörte ihn nicht.

„Und dennoch bin ich meinem Herrn Gehorsam schuldig,“ sagte der Bedrängte zu sich selbst, „ich muß ihn malen, weil er es will, und will ihn malen, wie es die Wirklichkeit erfordert, ohne Rücksicht darauf, daß der Herzog mir grollen wird.“

Schon hatte Leonardo Pinsel und Palette ergriffen und malte — naturgetreu.

Noch einmal mußte der Herzog dem Meister sitzen, auf daß er das Bild zur Vollendung bringe. Morgen sollte es fertig sein und der Meister hielt Wort.

Jetzt rückte Leonardo dieses sein jüngstes Werk an die Wand, um es nochmals zu prüfen. — Da sah er denn, welch Schauerbild er geschaffen; jede Falte, jede Linie naturgemäß dem Herzog ähnlich. Der Künstler entsetzte sich vor seiner Schöpfung und rief laut aus:

„Ein Zerrbild der Menschheit, unter dem für Jahrhunderte der Name Leonardo da Vinci's am Pranger stehen soll? — Dich soll ich der Nachwelt überliefern? —

Nein, du sollst — —" damit hatte er stürmischen Schritts sich dem Bilde genähert und ein kräftiger Fußtritt zerriß dasselbe in Stücke.

„Ei, ei, Meister!" ertönte es im Rücken Leonardo's, „Ihr habt ja eben eine sehr wichtige Arbeit vor, drum will ich nicht weiter stören," — und es verschwand der Krauskopf Teofilo's, der mit seinem Basiliskenblick zur Thür hineingesehen hatte. Teofilo war im Auftrage des Herzogs gekommen, um anzufragen, ob der Herzog das Portrait in Empfang nehmen könne, — und war Zeuge obiger Szene geworden.

Daß dessen Bericht über des Meisters Handlungsweise kein günstiger sein würde, das wußte Leonardo, konnte er doch selbst nunmehr, nachdem die erste Aufregung sich verflüchtigt und ruhige Ueberlegung in seiner Seele Platz genommen hatte, sein Verfahren nicht einmal vor sich rechtfertigen, wie sollte er sich deßwegen vor dem Herzog verantworten.

„Welche Raserei," seufzte er vor sich selbst hin, „hat mich befallen? Was habe ich gethan? — Meinen Fürsten habe ich beleidigt — ja so schwer beleidigt — ihn, der mir nur Huld und Gnade erwies. — Meinen Wohlthäter habe ich beschimpft, indem ich sein Bildniß zertrat, — weh', welch ein Undank!"

Er sammelte die umherliegenden Stücke und wollte mit offenem Geständniß sofort zum Herzog sich begeben.

3.

Es währte lange, bis er vorgelassen wurde, denn der Herzog hatte vorerst alle Hofleute zu sich befohlen, und als sich nun endlich die Thüre zu seinen Gemächern öffnete, mußte der Meister die langen Reihen der Höflinge passiren, die ihn mit neugierigen Blicken musterten. Niemand wußte, was hier vor sich gehen sollte, aber des Herzogs schwerumwölkte Stirn und das unheimliche Blitzen aus Teofilo's tückischem Auge waren die untrüglichen

Merkmale eines ganz nahen Gewitters, das sich auf das Haupt des Künstlers entladen würde.

„Heut ist der Tag, wo Ihr, Meister, mein Bild mir fertig übergeben solltet, ich dächt', Ihr brächtet es," begann der Herzog im strengen Tone.

Den Blick zu Boden heftend erwiederte der Meister: „Wohl war vollendet euer Bild, doch bringen kann ich's nimmer."

„Was meint Ihr damit, Meister, daß es vollendet war? Sollt' es begründet sein, was man mir sagte, daß Ihr wieder —?"

„Ja! — verzeiht, mein gnädigster Herr," fiel Leonardo in die Rede, „wieder habe ich vernichtet, was mein Pinsel für Euch schuf!"

„Vernichtet?" betonte der Herzog mit scharfem Ausdruck, indem er sich von seinem Sitz erhob, „und vernichtet," wiederholte er, „und immer wieder vernichtet! — Was soll das heißen, Meister, daß Ihr seit langer Zeit alle eure Werke vernichtet? Warum habt Ihr, trotz meines strengen Verbots, jetzt auch noch mein Bild vernichtet?"

„Seid nicht zu streng, erhabener Gebieter, die Rechenschaft ist schwer, ich suche vergebens nach einem Grund, der mich entschuldigen könnte, und finde nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen, da ich die That ohne Ueberlegung in einem Augenblick vollbrachte, wo nur das reizbare Gemüth des Künstlers zu mir sprach, — ich that's in einer Anwandlung von Raserei."

Jetzt entstand eine lange Pause. „Nun, da Ihr dieses nicht aus Bosheit thatet, nicht deßhalb, um damit euren Herrn zu kränken," fuhr der Herzog endlich fort, „da eure Handlung wohl Unrecht, jedoch nicht Verbrechen ist, so will ich Euch verzeihen, wenn — — "

Das Wort „Verzeihen" rief in der Reihe der Höflinge den lauten Ausruf des Staunens hervor, vernehmlich tönten die Worte: „gnädig, milde" durch den weiten

Saal; nur aus der Miene Teofilo's, der in der Fensternische hinter dem Herzog lehnte, sprach sonderbarer Weise ein höhnischer Triumph, der mit des Herzogs „Verzeihung" in vollem Widerspruche stand.

Nicht achtete Leonardo darauf, daß der Herzog seinen Urtheilsspruch noch nicht vollendet hatte, das unerwartete Wort „Verzeihen" schlug mächtig an sein reiches, weiches Herz; mit einer Dankesthräne im Auge rief er:

„O Herzog, Herzog! Ihr seid so gut und ich verdiene eure Güte nicht; ich that Euch wehe und Ihr überhäuft mich mit Gnade, drum will ich mich jetzt eurer Huld würdig machen, ich will jetzt thun, was Ihr nur immer mir befehlet — und schicket Ihr mich auch in Elend oder Tod, ich trüg's, weil's euer Wille ist."

„So will ich denn," fügte Ludovico hinzu, „daß Ihr zur Sühnung eures Unrechts ein himmlisches Bild: „Des Herrn Abendmahl" im Refectorium des Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie an die Wand mir malet. Von heut in einem Jahr sei es fertig — doch nicht vernichtet!"

4.

Wie Leonardo den Saal verlassen, wußte er selbst nicht: berauscht von der Gnade des Herzogs fand er sich wieder in seiner Werkstatt, wo er vor den Trümmern des zerrissenen Bildes stand und sich von Neuem die bittersten Vorwürfe wegen seines Undankes machte; und je mehr er seine Handlungsweise überdachte, desto größer wuchs der Werth der herzoglichen Gnade in seinen Augen.

„Wie gut er ist," sprach er wohl hundert Mal vor sich hin, „wie ist doch sein Herz so mild, während sein Gesicht die Larve „des Bösen" zu sein scheint. — Aber ich will ihn nunmehr auch mit Himmlischem erfreuen: den Herrn, der sein heilig Blut für seine Feinde zur Sühne der Sündenschuld opfert, und die Zwölfe, die seines ewigen Opfers Zeugen sind, will ich malen —

malen wie sie heut vor 1450 Jahren in der heiligen Stadt gesessen.“ — Es war Grüner Donnerstag.

„Noch heute will ich meine erhabene Aufgabe beginnen,“ fuhr Leonardo begeistert fort, „indem ich die Idee mir bilde, wie ich am würdigsten der wunderbaren Seelenspeise Einsetzung mit meinem schwachen Pinsel verherrliche.“

Schon pilgerte sein Geist hinan zum Zionssaal, indeß sein Fuß ihn fort in's Freie führte, schon schwebte ihm vor Augen der Freunde Jesu kleine Schaar, schon trat des Heilands liebevolles Antlitz in schwachen Umrissen aus dem Nebel der Phantasie hervor. — Der Künstler suchte es genauer zu erfassen, er strengte des Geistes Blick gewaltsam an, um jenen Nebel gänzlich zu durchdringen — da weicht das Bild ihm schnell in weiten Hintergrund zurück und neue Töne, neue Gestalten, neue Gruppen entwirren sich dem bunten Durcheinander, noch weniger haltbar, als die ersteren. Und wiederum ein anderer Plan tritt kühn, doch flüchtig an den Platz des zweiten. So gaukelten wohl zehn Ideen in neckendem Spiel um des sinnenden Meisters haschenden Geist. Doch weh', — was ist dies, — ihm wird bang, daß keine Idee in seiner Seele einen festen Haltpunkt finden will. Ist's denn der neuerwachende Frühling, der mit seinen milden Lüften des Meisters Geist in ungemessene Räume führt? Sind's schwellender Blüthen Düfte, die diesen Geist berauschten und ihn der klaren Fassungskraft beraubten? Ist es das goldene Abendroth der untergehenden Sonne, das seinen geistigen Blick so seltsam blendet?

Nichts ist's von Alledem. Unter dem schweren Druck einer sonderbaren Ahnung erzitterte leise Leonardo's Seele und dieses Zittern wurde noch stärker und mächtiger jetzt, wo plötzlich Teofilo's unheimliches Bild vor unsers Künstlers Seele trat.

„Warum bebst Du, Leonardo, vor dieses Höflings schleichender Gestalt? Warum keimt Argwohn Dir in

deiner Brust, sobald Du flüchtig nur an diesen Teofilo denkest? Was hat er wohl mit deiner jetzigen Aufgabe zu schaffen, daß deines Planes Gestalten vor der Erinnerung an ihn pfeilschnell entfliehen? — Hinweg mit jedem Groll, mit jedem Argwohn! Wie könnte auf dem Boden einer Seele, auf dem das Unkraut des geheimen Hasses wuchert, die zarte Pflanze einer religiösen Idee gedeihen?" — So dachte Leonardo bei sich und kämpfte mächtig gegen seinen Feind in eigener Brust.

Armer Leonardo! wüßtest Du, daß jene Aufgabe, das Abendmahl des Herrn zu malen, als Schlinge von Teofilo Dir gelegt worden ist, so hättest Du den Schlüssel für jene räthselhafte Ahnung deiner Seele. — Schlau rechnete der Höfling also: Malt er das Bild mit Aufwand seiner Kunst, so leistet er nur meinem Wunsche Folge, der stolze Meister dient nur mir, denn ich versprach es meinem Bruder zu Santa Maria, daß ich für einen Schmuck des Refectoriums in seinem Kloster sorgen wolle, — malt er es nicht meisterhaft, dann rufe ich den jungen Michel Angelo herbei, dem Leonardo zur Beschämung. —

Fieberhaft erregt durch den gewaltigen, innerlichen Kampf, ermattet durch den weiten Weg, den er unbewußt zurückgelegt hatte, trat der Meister endlich den Heimweg an. Da lag auf einmal das Dominikanerkloster vor ihm und Orgeltöne drangen zauberisch an sein Ohr. Der fromme Gesang der Klosterbrüder erhob sich mächtig zu des Höchsten Thron und riß der Sänger und der Zuhörer Seelen gewaltsam empor — hinauf in's Heimathland der ewigen Wonne. Und wie Leonardo stand und lauschte, da zog des Himmels Friede ein in seine Brust.

„Hier ist der Ort, an dem ich malen soll," rief er. „Die Brüder sind im Chor, es sieht mich Niemand, so will ich denn zum Wenigsten für heut die Stelle sehen, wo bald mein Pinsel schaffen soll."

Ganz leise trat er in die düstern Hallen. Des Abend-

roths Schimmer leuchtete ihm und der vernehmliche Gesang der Antiphone: „Cœnantibus autem illis accepit Jesus panem“ („Während des Mahles nahm Jesus das Brod“) begleitete des Schrittes Takt.

„Das ist des Evangelisten kräftig zeichnender Bericht,“ flüsterte begeistert Leonardo sich selber zu. „Ach könnte ich diese lebenathmenden Züge seinem Griffel treu entlehnen, — könnte ich das Wunder der Gottesliebe sprechend malen! — Doch nein, solch Liebeswerk — bleibt Gotteswerk, so daß der Mensch zu ohnmächtig ist, ein ähnliches zu schaffen, und wär's auch selbst in Farben nur. — O Kraft des Höchsten, die Du meinen Willen kennst, o gib Du mir auch das Vollbringen!“ — —

Sein Herz schlug rasch und immer rascher, — noch einmal lauschte er den schwach verhallenden Tönen des Gesanges, noch hörte er die Worte: „Deditque discipulis suis“ („Und gab es seinen Jüngern“) — da öffnete er des Refectoriums Flügelthür — doch überschritt er nicht die Schwelle, er stand wie festgebannt — des Himmels Pforte schien sich des Künstlers Blicken erschlossen zu haben, denn was er da sah, es war nichts Irdisches, es war ja des Abendmahls aufgeschlagene Tafel mit Jesus und seinen geliebten Aposteln.

Wahrhaftig! da saß der göttliche Meister in Mitten der Zwölf. Das Purpurroth der Abendsonne, welches durch das Mittelfenster den Nacken des Heilands magisch beleuchtete, schien spielend seine letzten Strahlen in dessen langem goldenen Wellenhaar vergossen zu haben, um ihm als Glorie zu dienen. Der Blick des Gottessohns ruhte ernst, doch vorwurfsfrei auf der Tafel, wiewohl der heilige Mund soeben die Worte gesprochen hatte: „Wahrlich ich sage Euch, Einer von Euch wird mich verrathen.“ — „So ist der Wille meines Vaters im Himmel,“ sprach ergebungsvoll die Bewegung seiner linken Hand und seine Rechte fügte gleichzeitig hinzu: „Ich trage es für Euch!“

Vernichtend wirkte des Heilands prophetische Rede auf seinen Lieblingsjünger, der rechts von ihm an seine Brust sich gelehnt hatte. Kraftlos sank er zurück, schloß seine Augen, und während sich sein schönes Haupt auf seine rechte Schulter neigte, verkündete der stumme Schmerz in seinen Zügen, wie tief die Trauerkunde ihm in's Herz geschnitten; doch fügte auch er sich in des Höchsten Willen, er faltete die Hände in Ergebung. Drum bedurfte er nicht erst der Mahnung des feurigen Petrus, der sich zu ihm erhoben hatte und hinter des Judas Ohr deutlich sprach: „Du wirst schon sehen, daß an seiner Macht des Verräthers Plan kraftlos zerschellen wird.“ — Ischariot, der dieses hörte, hatte kühn sein Haupt erhoben und halb zu Johannes, halb zu Jesus hingewendet fragte er voll frecher Tücke: „Herr bin ich's?“ — und merkte dabei nicht, wie seine Rechte, die das Sündengeld im Beutel krampfhaft umfaßte, den vollen Becher über die Tafel ausschüttete. Der Alphäide Jakobus schien starr vor Schreck zu sein; mit beiden Händen wehrte er sich gegen eine derartige Zumuthung, wie sie der Herr soeben ausgesprochen, indeß der ruhige Matthäus, wie auch Philippus, der am rechten Ende der Tafel sich erhoben hatte und vorgebeugt auf beide Arme sich stützte, sprachlos hinüber starrten, was wohl die Andern sagen würden; denn am andern Ende der Tafel herrschte große Aufregung. Jakobus, der Bruder des Johannes, war aufgesprungen von seinem Sitz, und lebhaft mit beiden Händen auf den göttlichen Meister deutend, fragte er den bestürzten Andreas und den frommen Greis Bartholomäus: „Was sie zu dieser Rede Jesu wohl meinten.“ — „Ich bin es nicht, Du weißt es, Meister,“ betheuerte zutraulich Thaddäus. — „Blicke her in meine Brust, ob hier Verrath Platz finden könnte!“ — „Dein bin ich, Herr, nimm mich ganz hin,“ rief Simon Kananites und öffnete beide Arme, gleichsam um seinem Meister an seiner Brust den möglichst größten Raum zu schaffen. — „Wie ist es also

möglich, daß Du Solches uns, deinen Freunden, sagen kannst?" fragte Thomas, indem er den gekrümmten Zeigefinger zum Herrn erhoben hielt.

Wie der lechzende Hirsch am kühlen Quell in langen Zügen die Gluth seines Durstes löschet, so saugte Leonardo's glühende Seele die Herrlichkeit dieser Erscheinung gierig ein. Was waren alle seine Ideen im Vergleiche zu dem, was sich hier seinen Blicken eröffnete? Was waren alle Bilder und Kunstwerke der größten Meister vor solch' himmlischer Erscheinung?!

„Ach, könnte ich dich festhalten, du liebliches Bild," rief Leonardo in höchstem Entzücken aus, „ach könnte ich Euch verkörpern, ihr theuren Apostel, Dich, göttlicher Herr und Heiland!"

Da schwanden ihm, bewältigt vom Übermaß der Erregung, die Sinne und ohnmächtig sank er auf sein Angesicht zu Boden.

5.

Die Mönche waren nicht wenig überrascht, als sie den berühmten Künstler regungslos auf der Schwelle des Refectoriums liegen fanden.

Geschäftig stellte der Prior Belebungsversuche an und es bedurfte nicht geringer Mühe, den Meister zum Bewußtsein zu bringen. Verwundert schlug dieser plötzlich seine Augen auf, doch sonderbar — anstatt dem Prior ein Wort des Dankes zu sagen, eilte er vielmehr stürmischen Schrittes davon. Erst als er eine weite Strecke vom Kloster entfernt war, blickte er sich bedächtig um, ob ihm denn Teofilo nicht auf dem Fuße folge, denn wahrlich, war es Trug, war es Wahrheit, er glaubte, jenen im Mönchsgewande gesehen zu haben, und er fand nicht eher Ruh, bis sein Freund Ottavio ihm das Räthsel dahin löste, daß der Prior jenes Klosters Teofilo's Bruder sei, diesem wohl vom Äußern ähnlich, nicht im Mindesten aber von Herzen gleich.

„Gott sei gedankt," sagte Leonardo, „daß es nicht Teofilo ist, unter dessen Augen ich mein Werk fertigen soll. Sein Blick hätte mir meine Hand gelähmt und den Gestalten des Gemäldes das Leben geraubt, denn ohnedies weiß ich nicht, wie ich beginnen soll, um das wiederzugeben, wovon meine Seele übervoll ist. Ich fühle es, daß meine Kunst und meine Kraft so weit nicht reichen."

Vor einem Kruzifix sank Leonardo in seine Kniee und flehte mit Inbrunst um den Beistand Gottes. Das fromme Gebet verfehlte seine Wirkung nicht; wunderbar gekräftigt konnte der Meister nach beendigter Osterfeier an sein Werk schreiten.

Wie wohl war es ihm, als er sich mit den seinem Geiste lebendig vorschwebenden Gestalten des Abendmahls im Refectorium allein befand! Der Zutritt zu demselben blieb auf des Herzogs Befehl Jedem verschlossen. Wie wohl war da dem Künstler! Beschäftigten ihn doch jetzt keine andern Gedanken, als wie er den Herrn und dessen liebe Jünger am besten verherrlichen könnte; stand doch jener entzückende Kreis immer vor seinem geistigen Auge, leitete doch dieses Auge jeden Zug seines Pinsels und wirkte doch wieder jeder fertige Strich belebend zurück auf die Erinnerung des Gesehenen, denn siehe, Zug um Zug ward die himmlische Erscheinung an die Wand gezaubert: die gedämpfte Beleuchtung, die sanften Farbentöne, die leichten Falten der Gewandung, die sprechenden Züge der Gesichter — war nicht Alles so vollkommen, als hätte eine höhere Kraft die Hand des Meisters geleitet? „O ihr seligen Bewohner des Himmels," sagte Leonardo manchmal, „könnte ich doch ewig bei Euch weilen! Wenn ich schon in der Nähe eurer geistigen Vorstellung und bildlichen Darstellung so glücklich bin — welche Seligkeit erst wäre es für mich, von Angesicht zu Angesicht mit Euch dort droben zu verkehren!"

Nicht ohne Grund verließ er so ungern die Stätte seiner Thätigkeit, denn draußen an der Klosterthür trat

wohl zu hundert Malen Teofilo ihm entgegen. Ob er so oft seinen Bruder besuchen, oder ob er aus des Meisters Blick und Miene den Fortgang des Werkes erspähen wollte, dies wußte Leonardo nicht, aber jede Fiber seines Herzens sagte es ihm, daß Teofilo's höhnisches Lächeln nicht von freundschaftlicher Gesinnung zeuge. Je häufiger diese Schleichgänge des Höflings wurden, desto höher stieg der Unwille in des Meisters Brust und desto tiefer schlug ein geheimer Groll gegen den Späher Wurzeln.

„Dieser Ischariot!" entschlüpfte es bei einer solchen Begegnung Leonardo's Lippen. „Er soll für seine verrätherischen Bemühungen seinen Lohn von der Mit- und Nachwelt erhalten" — und dabei durchzuckte das sonst edle Gesicht des Meisters ein sonderbarer Ausdruck höhnischer Schadenfreude, den man jedesmal wahrnehmen konnte, wenn Leonardo des Teofilo ansichtig wurde.

Seit das Wort „Ischariot" über seine Lippen gekommen war, hatte ein furchtbarer Racheplan sich seiner Seele bemächtigt, den er alsbald in's Werk setzen wollte. Leidenschaftlich erregt eilte er nun stets mit Hast zur Werkstatt; jetzt schienen ihm die Tage zu kurz zu sein, er malte nun mit so übermäßigem Eifer, als gelte es schon nächstens seine Arbeit zu vollenden, und doch waren die elf Apostel schon ganz in unvergleichlicher Schönheit ausgeführt, während der Grüne Donnerstag noch in weiter Ferne lag. Nicht eher gönnte sich Leonardo Ruhe, bis er den J u d a s fertig hatte.

Sichtlich befriedigt legte er endlich den Pinsel bei Seite, denn der Judas war — das wahrhafte Abbild Teofilo's, im tückischen Gesicht den Stempel einer häßlichen Seele tragend.

„Nun wird," so sagte der Meister bei sich, „das Triumphiren auf meiner Seite sein: die tiefste Demüthigung meines Feindes ist hier klar aufgezeichnet, drum beruhige dich jetzt, mein Herz, es gilt annoch den Heiligsten, den Herrn selbst zu malen.

Mit Selbstgefühl ging der Künstler daran, seinem Werke als Glanzpunkt den kostbaren Edelstein einzufügen. Hatte er ja doch in der Tiefe seines Geistes den besten Schatz aufbewahrt, den er als Geschenk des Himmels aus jener wunderbaren Erscheinung gewonnen. Diesen Schatz wollte er jetzt aus jener Tiefe hervorholen, um ihn seinem meisterhaften Pinsel anzuvertrauen und so der Nachwelt zu überantworten. Aber wehe — wie sorgfältig auch Leonardo die geheimste Falte seines Geistes durchsuchte, er fand nicht darin, was er zu finden zuversichtlich gehofft hatte. Wohl erkannte er die Leibeshaltung und die Gewandung genau wieder, wohl trat die Form des heiligen Hauptes noch in schwachen Umrissen hervor, — doch das göttliche Antlitz selbst war ihm gänzlich entschwunden.

Wochen, ja Monate lang stand Leonardo vor seinem unvollendeten Werke, in der Hoffnung, durch wiederholten Anblick desselben seinem Gedächtniß zu Hilfe kommen zu können, allein alle Bemühungen waren vergeblich, alle Versuche blieben erfolglos. War es auch anders zu erwarten? Die Nacht der Leidenschaft hatte des Künstlers Seele mit dichter Finsterniß umzogen, so daß sein geistiges Auge, wie mit Blindheit geschlagen, den Heiligsten in seinem Himmelsglanze nicht erschauen, nicht erfassen konnte.

Jetzt zogen bereits warme Lüfte über Italien hin. Sie fanden als Vorboten des nahenden Frühlings allgemein freundliche Aufnahme, nur unserm Meister schienen sie unwillkommen zu sein. Bei ihrem erquicklichen Hauche traten auf seine bekümmerte Stirn dichte Schweißtropfen hervor, gleichsam als hätte der Hochsommer seine glühendsten Strahlen senkrecht auf Leonardo's Haupt gelagert, und in der Brust wurde es ihm so eng, so schwer — es lag ihm ein unerklärliches Etwas so drückend auf seinem Herzen, daß er dieser Last erliegen zu müssen glaubte. Und diese Last nahm zu mit der Geschwindigkeit, mit welcher die Tage und Wochen im Kreislauf der

Zeiten unaufhaltsam dahin eilten. Immer weiter schwand die Hoffnung auf Erleuchtung, immer näher rückte die drohende Gefahr, daß das Bild unvollendet bleibe, immer geringer wurde die geistige Kraft Leonardo's, immer mehr nahm endlich auch seine Körperschwäche überhand.

Bleich und abgehärmt, mit mattem Auge und wankendem Schritt, ging er einher, dem Teofilo ein Gegenstand täglicher Beobachtung.

Der schlaue Höfling hatte bald die Ursache jenes geheimen Grams und dieses offenbaren Dahinsiechens des Leonardo errathen. Nun war des Begegnens erst recht kein Ende, nun ging das spöttische Lächeln um Teofilo's Lippen in unverschämtes Hohngelächter über und die Folter, welche der Meister zu ertragen hatte, ward geradezu unerträglich. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben, selbst Gott — wähnte er — wolle ihn nicht erhören, denn wiewohl er stundenlang um Hilfe flehe, so werde ihm doch keine zu Theil. Und als nun noch gar der Herzog täglich mehr in ihn mit der Frage nach Vollendung des Gemäldes drang, da sah er sich der Verzweiflung nahe.

„Andrea, Andrea!“ rief er. „Stehe Du mir bei, denn ich befinde mich in des Künstlerlebens größter Noth!“ — Aber der Meister erschien mit seiner Hilfe nicht.

Schon ertönte der Hosannaruf des glorreichen Einzugs Jesu in Jerusalem, allein in Leonardo's Seele hallte es dumpf wie „Kreuzige ihn“ wieder, es begann ja auch für ihn die schreckliche Marterwoche.

Noch am Abend des Palmsonntag kam sein Freund Ottavio, bleich vor Schrecken, mit beängstigender Botschaft: „Weißt Du schon, Leonardo,“ schluchzte er an des Freundes Brust, „daß Du schmählich verrathen bist? Jener kriechende Teofilo hat Alles entdeckt, er weiß, daß Du den Christuskopf nicht malen kannst, und hat dies bereits dem Herzoge hinterbracht. Der ganze Hof ist voll Geflüster: man will den Michel Angelo herbeirufen,

der dein Werk vollenden und Dich beschämen soll, und man hört deinen Namen nur in Verbindung mit Majestätsverbrechen, Verurtheilung und Kerker aussprechen. — Guter Leonardo! Fliehe, fliehe bald von diesem Orte des Verderbens!"

„Hinweg von hier — aus dieser Pestgrube der Hinterlist," fiel Leonardo heftig ein. „Fort aus der Nähe eines Tyrannen, aus den Krallen eines tückischen Günstlings. Wie herrlich erscheinst du mir jetzt, du meine theure, ruhige Vaterstadt, ach! wäre ich erst in deinen sicheren Mauern, ich athmete froh und frei auf!" —

Ein Augenblick noch und der Künstler war nicht mehr frei: des Herzogs Wache trat ein und wich nicht mehr von seiner Seite. Er war in seinem Zimmer ein Gefangener, und wenn er zur Arbeitsstätte in's Kloster sich begab, begleitete ihn stets Waffengeklirr „als Schutz", wie es hieß, „damit der Meister in der letzten Ausführung seines Kunstwerkes von Niemanden belästiget oder behindert würde."

War es nicht natürlich, daß derjenige, der im freien Schaffen der freien Kunst den Heiligen würdig darzustellen nicht vermocht hatte, jetzt unter dem ertödtenden Einflusse der Gefangenschaft sich bis zu dem himmlischen Gegenstande seiner Arbeit nicht erschwingen konnte?

Das Werk blieb unvollendet. Morgen war Grüner Donnerstag. Da traf man die Vorbereitungen zur feierlichen Uebergabe: die Gerüste wurden hinweggeräumt, das Refectorium in Festschmuck gekleidet; nur der Vorhang barg noch geheimnißvoll das Bild vor den Blicken Neugieriger — jede Berührung desselben war Jedermann auf's Strengste untersagt.

Mit dem hereinbrechenden Dunkel der Nacht lagerte sich das schrecklichste Bangen auf Leonardo's Seele. Wohl hätte sein bis zum Tode ermatteter Leib der Nachtruhe bedurft, allein die Leiden der Seele hielten den Leib in fieberhafter Aufregung wach. Bald sah er

sich zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, bald grinste ihn der Judaskopf mit allen Schrecken der Hölle an, bald wieder sah er den Michel Angelo die Früchte seiner Mühen ernten. Jede neue Stunde brachte neue Schrecken, endlich nahm er seine Zuflucht zum Gebete. Er sank in seine Kniee und flehte zu Gott und rief zu Andrea — doch keine Antwort; nur ein Hahnenruf verkündete den jungen Tag.

Ottavio aber, der in seiner treuen Brust mit seinem Freunde litt, und dem es zu eng ward im schwülen Zimmer, war hinausgeirrt in's Schweigen der Nacht und umkreiste seufzend die Mauern von Mailand. Ohne zu wissen, warum, lenkte er seine Schritte zum Dominikanerkloster. Die Fenster des Refectoriums erglänzten im strahlenden Lichte und ein riesengroßer Schatten bewegte sich geisterhaft an den weiten Wänden. — Beim ersten Grauen des Morgens verschwanden Licht und Schatten; die unerklärliche Ruhe aber, die Ottavio vom Anblick jener Bewegungen des Schattens erhalten hatte, nahm er mit sich nach Hause.

6.

Am Hofe des Herzogs herrschte heute reges Leben, es wimmelte daselbst von nahen und fernen Gästen.

Gegen Mittag nahmen Alle ihren Weg zum Refectorium des Klosters. Hier versammelten sich die Würdenträger der Geistlichkeit, der höchste Adel, die Spitzen der Bürgerschaft von Mailand und Hunderte von Meistern und Schülern der freien Künste, die neben den langen Reihen der Mönche ein buntes Durcheinander bildeten. Tiefes Schweigen begrüßte den Eintritt des Meisters, der ruhig und gemessenen Schrittes durch die Schaar der Neugierigen ging und sich nach einer Fensternische begab, wo er sich mit niedergeschlagenen Augen, jedoch gefaßten Muthes, an eine Säule lehnte.

„Der Herzog kommt,“ murmelte es den Saal ent=

lang — und Ludovico erschien im blendenden Fürstenmantel, umgeben von der ganzen Pracht eines luxuriösen Hofstaates. Teofilo an des Herzogs Seite glühte im Rausche seines Triumphes.

„So lasset uns nicht länger warten, Meister," begann der Herzog zu Leonardo gewendet, „wir sind begierig, zu erfahren, wie Ihr die Aufgabe, das Abendmahl des Herrn zu malen, gelöset habt; enthüllet euer Bild, damit wir's schauen und dieser edle Kreis von Künstlern hier ein sachverständig Urtheil fälle."

Schweigend und demuthsvoll verneigte sich der Meister tief vor Ludovico Sforza, ohne eines Wortes mächtig zu sein, und in dieser Stellung verharrte er, gleichsam als wäre er eines vernichtenden Urtheilspruches gewärtig. Da winkte der Herzog, man löste den Vorhang — und der Bewunderung Schauer durchflog die versammelte Menge. Der ungetheilteste Ausdruck des Entzückens that sich in begeisterten, abgebrochenen Worten kund.

Der Meister wußte nicht, was dies zu bedeuten habe; fragend richtete er sein schweres Haupt empor — da fiel sein Blick auf das Gemälde. Was er da sah, blendete seine Augen, berauschte seinen Geist, lähmte seine Zunge, machte das Blut in seinen Adern stocken. Hatte er recht gesehen? — War es nur ein neckender Traum, der ihn mit Phantasiegebilden umgaukelte? — Noch einmal schaute er auf — er strengte die ganze Sehkraft seines Auges an, und als er sich von seinem Wachen, von der Wirklichkeit des Gesehenen überzeugt hatte, da rieselte der Thränenquell des Auges, die beredte Sprache des Herzens, da löste sich das Band seiner Zunge, da kam Leben in alle seine Glieder, da drängte er sich durch die Umstehenden hin vor das Bild, dort fiel er auf ein Knie nieder, breitete seine Arme nach dem Bilde aus und rief im Uebermaß der Wonne einmal um's andere Mal: „O Andrea! O Andrea!"

Das Bild war ja vollendet — ganz und gar vol-

lendet, auch des Heilands Züge genau so, wie sie Leonardo in jener wunderbaren Erscheinung gesehen hatte.

„Meister Leonardo da Vinci!“ unterbrach mit lauter Stimme der Herzog die Ausrufe des Staunens, „Angesichts solchen Werkes hört meine Kritik auf, eures Künstlergeistes erhabene Schöpfung spricht zu vernehmlich zu unser aller Herzen, als daß mein Lob zu eurem Ruhme nur Etwas hinzuthun könnte; doch als Zeichen meiner Gunst nehmt hier mein goldnes Kettlein! — Nicht wahr, Teofilo, der Meister hat es doch verdient?“

Vergebens suchte der Herzog seinen Vertrauten. Dieser hatte sich längst, während Alle voll des Staunens und der Bewunderung waren, unbemerkt hinweg begeben, um sich nie wieder am Hofe zu zeigen; denn dort konnte seines Bleibens nimmermehr sein, wo er eine solche Niederlage erlitten, wie sie jenes Bild bekundete.

„Hier ist er! Hier ist er!“ hieß es auf einmal von allen Seiten her — und dabei wies man auf den Judas.

Schallendes Gelächter und lauter Jubel ertönte weithin, denn Jedermann gönnte dem stolzen Teofilo diese Demüthigung.

„Das ist der Verräther unsers Meisters,“ sagte lächelnd der Herzog zum Prior des Klosters. „Daher seit Ihr gewiß auch meiner Ansicht, daß dies Bild keine Veränderung erfahren darf.“ Verlegen senkte der Prior seine Augen, während er mit sanfter Stimme halblaut sagte: „Erlasset, gnädiger Herzog, mir die Antwort, — wenn Ihr es befehlet, so mag es so bleiben, — doch“ —

Dieses „Doch“ schnitt dem Leonardo scharf in die Seele; mit einem Mal hatten sich ihm die Augen geöffnet und er erkannte deutlich sein großes, vielseitiges Unrecht: er hatte ja mit Teofilo auch dessen Bruder, den Prior, der jenem sehr ähnlich war, mitgemalt, er hatte überdies das Bruderherz des frommen Mannes tief verletzt, er hatte inmitten des Heiligen der Leidenschaft ein Denkmal errichtet.

„Verzeiht, Herr!“ flehte Leonardo. „Meine Kurzsichtigkeit, ja Blindheit war Schuld, daß ich Euch“ —

„Was mich betrifft,“ versetzte der Prior, „so wollte ich es gern ertragen, daß jenes Judasbild mir ähnlich sieht, denn ach, nur gar zu oft verrieth ich meinen göttlichen Herrn durch meine Sünden; drum sollte mir dieses Bild für heut und alle Zeit zur Mahnung dienen, daß ich fortan nur den Weg der Buße wandele; doch daß mein Bruder so zur Schau gestellt worden, das schmerzt mich sehr und gern säh' ich es deßhalb, wenn es anders wäre.“

„Nimmermehr!“ fiel rasch der Herzog ein. „Ich will, daß es so bleibe, denn euer Bruder hat es selbst verschuldet.“ Ludovico sprach's und ging davon mit Leonardo.

Nachdem sich der Herzog entfernt hatte, gingen erst die Künstler und die geistlichen Herren daran, die einzelnen Theile des Gemäldes näher zu betrachten. Alles bestand die Kritik, Alles erfüllte mit Entzücken und tausend Lobsprüche wurden dem großen Meister nachgesandt. Ganz Mailand war heute in Bewegung, ganze Schaaren von Menschen strömten dem Kloster zu. Jeder wollte den Christus, den Judas und schließlich auch noch den Meister sehen.

7.

Leonardo war mit Besuchen und Beglückwünschungen derartig überhäuft, daß er mit Freuden den Abend begrüßte, der ihm endlich Ruhe brachte. Jetzt erst konnte er im stillen Zimmer sein Herz laut reden lassen und sein Mund strömte über von Worten des innigsten Dankes gegen Gott und seinen seligen Meister.

„Ich will mich deines Beistandes dadurch würdig machen,“ schloß er seinen Dank, „daß ich fortan bis zu meinem letzten Athemzuge deine weisen Lehren befolge.“

Unmerklich hatte der Schlummer den Ermüdeten eingewiegt. Da trat aus goldenen Träumen die theure Gestalt des seligen Meisters vor die Seele Leonardo's, doch die Züge des Meisters hatten sich in dieselben ernsten

Falten gelegt, wie damals, als er auf seinem Sterbelager seines Schülers jüngstes Werk vernichtete.

„Leonardo!“ sprach der Meister, mit erhobenem Finger bedeutsam drohend: „Ist dein Herz frei von Leidenschaft? — Liebet eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, welche euch verfolgen, — so lautet das Gebot dessen, den Du malen solltest und nicht konntest; Du hattest das Gift der Leidenschaft, das sich in deinem Herzen ansammelte, auf dein Werk übertragen und dadurch die reine Harmonie, den schönsten Schmuck künstlerischer Darstellungen, derartig zerstört, daß der daraus entstandene Mißton deine Seele ganz erfüllte und zur Darstellung „des Heiligsten“ unfähig machte. Wohl war es mir vergönnt, mein Dir gegebenes Versprechen zu halten; wohl durfte ich Dir in deiner größten Noth helfen und den Sohn Gottes malen, wie ich ihn zur Rechten des Vaters in unzugänglichem Lichte gesehen: doch kann ich diesem Werke für die Dauer keinen Bestand verheißen. Weißt Du nicht mehr, was ich Dir einst gesagt, daß Werke, die als Träger der Leidenschaften dienen, Unsterblichkeit nicht erlangen können? Finde hierin den Urtheilsspruch auch für dein letztgeschaffenes Werk: „Dein Abendmahl muß untergehen!“ Entsetze Dich nicht darob, trage es geduldig als Strafe des Himmels, denn diese Strafe ist gar mild, zumal dies Gemälde deinen Ruhm als Künstler unerschütterlich begründen wird, und wiewohl es rasch bleichen und schwinden wird, so werden dennoch die übrigbleibenden Spuren späten Jahrhunderten ein Gegenstand der Bewunderung sein; es werden sich die Künstler der Nachwelt daran versuchen, ob sie das Bild nicht in ursprünglicher Herrlichkeit wiederherstellen können, allein, wenn ihnen auch Alles gelingen wird, den Herrn der Liebe wird keines Sterblichen Pinsel wiedergeben können, so daß man um so mehr Dich und deine Kunst bewundern wird. Diesen Ruhm will ich nicht mit Dir theilen, Du sollst mich

niemals als deinen Beistand nennen; nur in deinem Herzen sollst Du es verzeichnen, auf daß meine Hilfe Dich zur Dankbarkeit und nicht zum Hochmuth stacheln möge, und in deinen Schriften magst Du es der Nachwelt hinterlassen, damit man erst nach deinem Tode, vielleicht nach Jahrhunderten erfahre, wie Du nur mit Hilfe von Oben jenes Werk geschaffen hast."

„Und nun lebe wohl, mein Sohn, dort droben erst sehen wir uns wieder, denn jetzt wirst Du niemals mehr meiner Hilfe bedürfen; der Schmerz, den Du in deiner Brust fortan darüber empfinden wirst, daß Du den reinen Farben der himmlischen Gedanken die schmutzigen Töne der Leidenschaft beigemischt hast, wird Dich jetzt läutern von der Sünde Makel und Dich in Zukunft vor Verirrung bewahren. — Lebe wohl!"

Gern hätte Leonardo die liebliche Erscheinung seines theuren Meisters festgehalten, allein Andrea war enteilt.

* * *

Im Dominikanerkloster Santa Maria delle Grazie zu Mailand ist Leonardo's „Abendmahl" noch heute zu sehen. Zwar ist vom Urbild nur noch wenig übrig, auch ist der Christuskopf vollständig verschwunden, die Zeit hat den Farben des Gemäldes die Frische geraubt und ungeschickte Hände haben selbst an den spärlichen Überresten gar Manches verdorben, aber noch immer lassen die kostbaren Reliquien jenes Gemäldes dessen ursprüngliche Herrlichkeit ahnen und Tausende von Künstlern standen schon entzückt davor und versuchten durch Copien das Werk des Florentiners Leonardo da Vinci zu vervielfältigen. Raphael Morghen, ein Landsmann unsers Meisters, hat das Verdienst, den besten Kupferstich davon geliefert zu haben. Dieser Kupferstich ist ein Meisterwerk für sich.

Der Holzschuh Paganini's.



Im September des Jahres 1832 war die gesammte künstlerische Welt von Paris durch eine höchst betrübende Nachricht schmerzlich betroffen. Ein Morgenblatt hatte angezeigt, daß Nicolo Paganini, der ausgezeichnetste Geigenspieler, den die Welt je gesehen, am Schlusse eines jener berühmten Konzerte, deren glänzendster Stern und beinahe einzige Anziehungskraft er war, plötzlich bedenklich erkrankt sei. Diese Nachricht beruhte auf Wahrheit. Der große Künstler lag am Wechselfieber darnieder, das geistig sich zu sehr anstrengende Leute von schwachem Körperbau sehr häufig befällt. Die behandelnden Ärzte glaubten an ein langsames Hinsiechen, dem Paganini, dessen Magerkeit und Schwächlichkeit sprichwörtlich war, nur schwer zu widerstehen vermöge. Sie verordneten daher für den Kranken vollkommene Ruhe und strenge Diät.

Am zweiten Tage, nachdem die Erkrankung dem Publikum durch die Zeitung bekannt geworden, befand sich Paganini bereits in einer renommirten Privatkrankenanstalt außerhalb des Stadtbezirkes von Paris. Diese Anstalt hieß Villa Lutetiana und erfreute sich in damaliger Zeit des Rufes, das Asyl sehr vieler hochgestellter Kranken zu sein. Sie war auf's Bequemste eingerichtet und bestand aus mehreren Gebäuden, hinter denen sich ein rei-

zender Garten mit prächtigen Laubgängen und ein weitläufiger Park ausdehnten. Als einen der Vorzüge dieser Anstalt rühmte man, daß jeder Patient sich daselbst in vollster Freiheit bewegen konnte. Jeder lebte, wie es ihm am besten zusagte; er konnte entweder in dem gemeinsamen Speisesaal oder auf seinem eigenen Zimmer speisen. Wenn der Abend kam, fanden sich die Freunde heiteren Gespräches oder des Kartenspiels in dem wohnlichen Unterhaltungssalon; wem es aber besser im Freien gefiel, der hatte den Garten mit seinen romantischen Laubgängen und Promenaden zur Verfügung, während solche, welche die äußerste Ruhe liebten und sich von der geräuschvollen Gesellschaft ganz entfernt halten wollten, in ihren Zimmern ein trauliches Stillleben führen konnten.

Paganini war stets eine etwas zugeknöpfte Natur gewesen, die am liebsten für sich allein lebte; mehr noch als das gebot ihm sein Leiden ein einsames Leben in den vier Wänden seines Zimmers, um von dem Lärm, welcher in den Konversationssalons unvermeidlich war, unbelästigt zu bleiben.

Allein diese völlige Isolirung wurde von dem größern Theil der Patienten ungern gesehen; denn war einmal dieser „Löwe" der damaligen Gesellschaft unter einem Dache mit ihnen, so wünschten sie sicherlich aus seiner Gesellschaft Nutzen oder Vergnügen zu ziehen. Und als nun Paganini die meiste Zeit hindurch unsichtbar blieb, regnete es hinter seinem Rücken förmlich von Vermuthungen, die an sich ebenso lächerlich wie verächtlich waren. Es waren besonders vier oder fünf alte Damen, die sich einen eigentlichen Beruf daraus machten, täglich mit den scharfen Messern ihrer Kritik den Charakter des kranken Künstlers in Stücke zu zerschneiden.

„Haben Sie das große Genie schon gesehen, meine Theueren?" sagte die Eine. „Wenn nicht, so ist's, ich versichere Sie, eben kein allzugroßer Verlust. Er ist ein vollkommener Bär. Er hat für keinen Menschen nur

ein Atom Aufmerksamkeit und wechselt mit keiner Seele auch nur eine Silbe. Getraut er sich dann einmal in unsere Gesellschaft, so verkriecht er sich in den äußersten Winkel des Zimmers oder sucht die abgelegenste Ecke des Gartens auf und macht sich wildscheu jedesmal davon, so oft ihm Jemand nahen will. Wenn das Manieren sind, Du mein Gott, dann weiß ich es wirklich selbst nicht mehr."

„Ah, wissen Sie es denn nicht, wirklich nicht?" sagte eine Andere. „Es steckt da eine geheimnißvolle Geschichte dahinter. Denn warum lebte er sonst so niedergeschlagen und unglücklich? Irgend eine Liebesgeschichte, Sie verstehen, auf die man nicht haarbreit anspielen darf."

„Weitgefehlt, daran hängt es in Wirklichkeit ganz und gar nicht," warf eine Dritte ein, die sich natürlich für viel besser unterrichtet hielt. „Paganini ist einfach ein Geizhals; das ist Thatsache und gar Niemanden ein Geheimniß mehr. Erinnern Sie sich doch nur des letzten Conzertes zum Besten der Armen, welche durch die Wasserverheerungen um Hab und Gut gekommen sind! Paganini weigerte sich beharrlich, daran Theil zu nehmen; warum? Weil er sich vorgenommen hat, niemals für wohlthätige Zwecke zu spielen. Aber wozu alles das? Betrachten Sie doch nur einmal das Gesicht dieses Mannes; was wollen Sie dann noch von ihm?"

Dabei blieb es. Diese liebevollen Entdeckungen weiblichen Scharfsinnes, die im Grunde ohne jeden Halt waren, fanden bei den Sittenrichterinnen Beifall und wurden auf's Wort geglaubt. Auf arglosem Wege gelangten sie auch zu Paganini's Kenntniß. Wir werden nun fragen, auf welchem Wege? Hatte er vielleicht unter den alten Damen selbst einen Spion?

Ungeachtet dieser pikanten Tisch- und Spielgespräche änderte Paganini an seiner Lebensweise in der Villa Lutetiana gar nichts. Er lebte nur sich selbst, ging allein spazieren unter den schattigen Alleen und in dem

Park. Die Lektüre eines Päckchens alter Briefe, die wieder und wieder gelesen wurden, vertrieb ihm die einsamen Stunden. Es waren die einzigen Freunde, die den kranken Mann nicht vergessen hatten.

Unter dem wohlthätigen Einflusse des ungestörten Schlafes und Dank dem ruhigen, geregelten Leben erholte sich Paganini nach und nach. Wenn wir aber von einem völlig vereinsamten Leben des Kranken sprechen, behaupten wir zu viel. Ein glänzender Sonnenstrahl fiel erwärmend und erhellend in die träumerisch dunkle Einförmigkeit des Künstlers in der Villa Lutetiana. Er hatte einen Freund in dem Haus, aber auch nur diesen einzigen — Louisette.

Wer war wohl der Träger dieses Namens? Louisette war ein munteres hübsches Mädchen mit blondem Haar und einer Silberstimme. Sie bekleidete in der Anstalt die Stelle einer Krankenwärterin. Das scharfe Auge Paganini's hatte sie bald herausgefunden und auf sein Verwenden wurde sie ausschließlich mit seiner Bedienung betraut. Sie war ihrem berühmten Pflegling mit ganzer Seele zugethan, der sie dafür aber auch mit besonderem Wohlwollen und Freundlichkeit behandelte. Jeden Morgen, während sie ihm das Frühstück servirte, erzählte sie ihm von den Sonderlichkeiten der Inwohner der Villa und von ihren Bekannten unter denselben und stattete ihm zu seinem besonderen Vergnügen einen genauen Bericht über den Tagesklatsch ab, besonders von den Verhandlungen am Spieltische der vier alten Damen.

Eines Morgens trat das Mädchen wie gewöhnlich ein; doch ihre Munterkeit war wie weggewischt. Paganini, der eben den Inhalt einer zierlichen Schachtel durchwühlte, sah auf den ersten Blick, daß dem Mädchen etwas zugestoßen war.

„Was ist heute mit Ihnen, Louisette? Ihre Augen sind ganz roth geweint. Ist Ihnen etwas geschehen?"

„Etwas Schreckliches, Herr Paganini."

„Es ist nichts so schrecklich auf der Welt, mein Kind, dessen man nicht Herr werden kann."

„Vielleicht für Sie, mein Herr, wohl! Ich aber glaube kaum, daß — "

Paganini heftete seine großen schwarzen Augen auf das kummervolle Gesicht des Mädchens.

„Aha!" sagte er unverwandten Blickes. „Ich kann es errathen — irgend eine Herzensangelegenheit, nicht wahr?"

Statt zu antworten, erröthete Louisette bis in's Weiße der Augen, was Paganini eine mehr als genügende Antwort war.

„Kommen Sie her, Louisette, und erzählen Sie mir Ihren Kummer aufrichtig. Vielleicht bin ich im Stande, etwas für Sie zu thun."

Sie wischte sich mit dem Zipfel ihrer kleinen weißen Schürze die Thränen aus den Augen.

„He, mein Kind!" fuhr er fort; „es ist sicherlich die alte Geschichte: gebrochene Versprechen, treulose Schwüre. Ist's wirklich so?"

„Der arme Henri," schluchzte Louisette. „Es ist wahr, mein Herr, er hat mich verlassen, aber seine Schuld ist es nicht — der arme Bursche."

„Nicht seine Schuld? Wie so denn?"

„Henri hat eben sein einundzwanzigstes Jahr erreicht und wurde für die Rekrutenaushebung eingefordert. Er zog eine unglückliche Nummer und man hat ihn fortgeführt. Jetzt ist er viele, viele Meilen von hier zu Lille in Garnison; weiß Gott, wann er den furchtbaren Dienst wieder los wird. — Ist das nicht bitteren Kummers genug für ein armes Mädchen, mein Herr?"

„Können Sie denn nicht einen Ersatzmann bekommen?"

Louisette lächelte schmerzlich über diese doppelsinnigen Worte. „Sie scherzen noch über mich armes Mädchen," sagte sie. „Einen Ersatzmann, wo sollte ich hierfür das Geld auftreiben?"

„Wie hoch kommt denn ein Ersatzmann zu stehen?"

„Die Preise wechseln, je nachdem ein baldiger Krieg befürchtet wird oder nicht. Dieses Jahr läßt sich wegen der Geschichte mit Algier wohl keiner unter 1500 Franken einreihen."

„Wenn es nur da fehlt," sagte Paganini, die Hand des Mädchens erfassend, „so trocknen Sie die Thränen. Ich werde Ihnen auf irgend eine Weise die 1500 Franken verschaffen; glauben Sie mir, ich will sehen, wie sich das am besten thun läßt."

Bei diesen Worten nahm er sein Notizenbuch und schrieb einige Worte hinein.

Indessen vergingen die letzten Herbsttage und der Winter bereitete seinen Einzug vor.

Anfangs Dezember fühlte sich Paganini wieder so vollkommen hergestellt, daß er im Sinne hatte, demnächst wieder in die Welt zurückzukehren; doch sein Arzt wollte ihn noch nicht gehen lassen.

„Wir dürfen die guten Erfolge, die wir bis jetzt erzielt haben," sagte er, „nicht so leicht wieder auf's Spiel setzen; daher bin ich durchaus gewillt, Sie bis nächsten Frühling in der Einsamkeit zurückzubehalten."

„Wenn es anders nicht gehen kann, Herr Doctor," erwiederte Paganini, „muß ich mich Ihrem Gesetze unterwerfen."

Paganini's Leben floß so eintönig fort, wie vorher; die Bewohner der Villa Lutetiana übten auf ihn keine größere Anziehungskraft als bisher; für ihre Gesellschaft entschädigte ihn die Unterhaltung mit Louisette, die ihn fortwährend über die Tagesneuigkeiten der Villa auf dem Laufenden erhielt. Die 1500 Franken aber, die er ihr versprochen, waren keineswegs vergessen; im Gegentheil war er entschlossen, sein Projekt zu verwirklichen, sobald der Arzt es ihm erlauben würde.

Unterdessen nahte die Weihnachtszeit, die so viele

Herzen erfreut und so manches Gesicht aufheitert. In der Villa Lutetiana schien man den Ablauf des Jahres nicht zu beachten. Während draußen tausend Hände an den Zurüstungen für die frohe Festzeit arbeiteten, gedachte derselben in der Villa kein Mensch mit einem einzigen Worte. Die alten Klatschschwestern spannen noch immer denselben Faden beim Kaffee und am Spieltisch, wie damals, als wir zum ersten Mal ihre werthe Bekanntschaft gemacht haben.

Allgemein verbreitet in Frankreich ist eine liebenswürdige Weihnachtssitte, auf welche alle Kinder sich freuen. In Gegenwart aller Familienglieder wird am Weihnachtsabend, bevor man sich zu Bett begibt, ein Holzschuh (sabot), wie er in ganz Frankreich bei der Landbevölkerung als gewöhnliche Fußbekleidung gebraucht wird, in den Kamin gelegt. Wenn dann Alle zu Bett gegangen und im tiefen Schlafe liegen, kommen, so meinen die kleinen Kinder, freundliche Feen durch den Kamin heruntergetrippelt, schwerbeladen mit Lebkuchen, Zuckerbrod und andern Süßigkeiten, welche nun in den hingestellten Holzschuh gelegt werden. Wenige Kinder schlafen diese Nacht so ruhig wie sonst. Sobald der Morgen anbricht, sind sie schon wach und stürmen baarfuß in das Wohnzimmer zu dem Kamin hin, um nach der Weihnachtsbescheerung zu sehen.

Es war der Vorabend des Weihnachtsfestes. In der Villa Lutetiana saßen die vier Unzertrennlichen um ihren Tisch bei den Kaffeetassen, die gar nie leer wurden, wie lebhaft auch die Damen das bittere Naß einschlürften. Ein ziemlich lebhaftes Gespräch über die alte Weihnachtssitte mit dem Holzschuh hielt ihre Zungen in rastloser Bewegung. Die vier Vertreterinnen der „guten alten Zeit" klagten über das allmälige Verschwinden des schönen Gebrauches. Dann nahm ihr Gespräch einen geheimnißvollern Ton an; offenbar schmiedeten sie ein Komplott; denn mit schadenfrohem Lächeln wisperten sie einander zu

und brachen das Gespräch stets augenblicklich ab, wenn zufällig Jemand sich ihnen näherte.

„Sind Sie aber auch ganz sicher, daß alles für den Abend arangirt ist?“ fragte ein zahnlückiger Mund.

„Nur unbesorgt, meine Theuerste. Sie dürfen Ihre Fassung nicht verlieren. Ich bin meiner Sache gewiß.“ antwortete das Haupt der Verschwornen.

Der Tag verging wie jeder andere, ruhig und langweilig. Nach dem Abendessen saß Paganini, eine Tasse Kaffee vor sich, in seinem Lieblingswinkel im Conversationssalon, mit dem Lesen eines Buches beschäftigt. Das Damenquartett spielte wie gewöhnlich Karten und übte die Tageskritik. Plötzlich schallten rauhe ungewohnte Tritte von dem Korridor her; man hörte eine Stimme. Blitzschnell ruhte die Whistpartie für einen Moment, acht ungeduldige Ohren spitzten sich und horchten. Paganini aber saß ruhig in seiner Ecke, offenbar hörte und sah er nicht, was vorging.

„Hat nicht draußen Jemand gerufen?“ fragte Eine vom Spieltisch.

Louisette ging hinaus, um nachzusehen, kam aber sogleich wieder zurück. „Erlauben Sie, meine Damen,“ sagte sie zu dem Tisch hintretend bescheiden, „der Briefträger ist draußen mit einer großen Schachtel, die in die Villa gehöre; nun wissen wir aber nicht recht, was damit anfangen, weil —“

„Wie so; auf wen lautet sie denn?“

„Die Adresse ist so schlecht geschrieben, daß Niemand sie entziffern kann.“

„Kaum glaublich! Das Beste ist, Sie lassen sie hereinbringen!“

Louisette verschwand hinter der Thüre, im nächsten Augenblicke brachte der Briefträger die geheimnißvolle Schachtel. Bei Licht besehen, stellte sie sich als ein bedeutend großes, sehr wohl verschlossenes Frachtstück dar. Oben darauf stand in großen Buchstaben: „Man bittet

um große Sorgfalt.“ Gleich unter diesen Worten war in kleineren Buchstaben zu lesen: „Herrn Nicolo Paganini.“

„Wie können Sie denn auch sagen, Louisette, die Adresse sei so schlecht geschrieben,“ sagte einer der weiblichen Experten, „sie ist ja so leserlich, wie sie nur sein kann. Die Schachtel gehört unserm berühmten Künstler.“

Paganini hatte auch jetzt noch nicht auf das Intermezzo mit der Schachtel geachtet; seine Lektüre zog ihn ganz von der Umgebung ab und gab ihm keine Zeit, den Schnickschnack seiner Freundinnen anzuhören.

Da traf ihn die wohlbekannte Stimme Louisettens: „Herr Paganini, es ist eine Schachtel für Sie angekommen.“

„Eine Schachtel, sagen Sie — was für eine Schachtel?“

„Die Schachtel, welche der Briefträger eben gebracht hat und welche die Damen sofort als die Ihrige erkannt haben.“

„Ich habe wirklich gar nichts gehört. Lassen Sie mich einmal sehen, was es ist.“

Er schlürfte seinen Kaffee und ging dann auf den Briefträger zu, der wie eine Schildwache neben seinem Schatze stand.

„Woher bringt Ihr diese Schachtel?“ sagte Paganini.

„Von dem Büreau. Mehr weiß ich nicht, als daß man sagte, sie käme von Orleans oder Lyon.“

„Das ist doch sonderbar,“ erwiederte Paganini. „Ich erinnere mich keiner Bekanntschaften an diesen Orten. Wer in aller Welt mag es mir geschickt haben?“

„Das wird sich in diesem Fall gleich bleiben,“ sagte Louisette sanft. „Die Schachtel ist einmal an Sie adressirt, folglich gehört sie Ihnen. Sie werden sie daher in Empfang nehmen, nicht wahr?“

„Gewiß, Louisette, und wir wollen gleich sehen, was sie enthält.“

Paganini bezahlte den Briefträger und entließ ihn.

„Soll ich die Schachtel nach Ihrem Zimmer tragen,

Herr Paganini?" fragte das Mädchen, sichtbar nicht wenig von Neugierde geplagt.

„Nein, wir öffnen sie gleich hier," erwiederte er, die Augen fest auf die Whistpartie gerichtet, die sich den Anschein gab, als sei sie ganz und gar in ihr Spiel vertieft.

Die Schachtel war nicht so schnell geöffnet, als dies gesagt wird. Nachdem endlich der Deckel entfernt war, kam doch ihr Inhalt noch nicht zum Vorschein. Paganini hob eine Schichte Heu nach der andern weg. Unter jeder derselben lagen mehrere Rollen Papier, die alle sorgfältigst eingehüllt, mit festem Bindfaden zugeschnürt und mit mächtigen Siegeln bedeckt waren.

„Sehen Sie doch, was unter dieser Masse von Heu nicht allerlei hervorkommt," sagte eine der Damen, die ihre Ungeduld nicht bemeistern konnte. Doch bevor die Neugierde befriedigt werden konnte, mußten die Packete zuerst von Bindfaden und Siegeln befreit werden. Endlich waren die äußerst soliden Verschlüsse alle gelöst; Paganini griff hinein und hielt der äußerst gespannten Gesellschaft — einen Holzschuh entgegen.

„Ist das Alles," zischelten die alten Mamsellen, wie aus einem Munde, voller Entrüstung, „da waren wir thöricht, deßwegen unser Spiel auch nur eine Minute zu unterbrechen."

„Ja, nur einen Holzschuh, nach all' dem," rief Paganini mit scharfer Betonung und das Quartett am Spieltisch fixirend. „Fürwahr, das ist einmal ein guter, praktischer Spaß, der seinen Urhebern unzweifelhaft unendlich viel Vergnügen gemacht haben muß. Dieser Holzschuh als Weihnachtsgeschenk wurde Paganini zugeschickt als handgreifliche Anspielung und Hohn auf seine vermeintliche Habsucht. Ich sehe das ganz deutlich. Man will ihn den kleinen Kindern vergleichen, die stets Geschenke verlangen und für sich selbst nur selten freigebig sind. Um diese Ausgeburt weiblichen Scharfsinnes zu

durchschauen, bedarf es doch wohl nicht gar vieler Intelligenz. Doch basta! der oder die, welche diesen Spaß ausgesonnen, glaubte, in dieser Schachtel würde ich zum voraus ein großartiges Geschenk erwarten. Der oder die, mag es sein, wer es wolle, soll in ihrem Glauben nicht enttäuscht werden. Ich sage Ihnen, Louisette, und allen Anwesenden, in wenigen Tagen wird dieser alte Holzschuh mit Gold aufgewogen werden."

Paganini war in seltener Aufregung und Jedermann in dem Salon blickte ihn mit Verwunderung an. Sie verstanden nicht, was er meinte; fühlten aber aus seiner ernsten Rede, daß er sein Wort zu halten entschlossen sei.

An den drei folgenden Tagen blieb der Künstler für Jedermann unsichtbar; er erschien weder im Speisesaal, noch in seinem lieben Winkel in dem Unterhaltungszimmer. Man suchte die Ursache davon von Louisette zu erfahren. Sie sagte, daß er etwas unwohl sei und deßwegen das Zimmer nicht verlassen könne. Im Grunde wußte aber auch sie das Motiv seiner völligen Zurückgezogenheit nicht. Sie hatte ihn wohl Stunden und Stunden lang mit Messern, Meißeln und mit den schärfsten Instrumenten den Holzschuh bearbeiten sehen. Aber davon wußte sie allerdings nichts, daß der große Violinist auch in den feinsten Arbeiten eines Schreiners und Drechslers nicht leicht von Jemanden übertroffen wurde. Eines Morgens waren an den Mauern der Villa Lutetiana und an den Straßenecken von Paris blaue Plakate angeheftet; es war die Anzeige, daß am Neujahrs-Abend in dem großen Saal der Villa Lutetiana ein Conzert stattfinde, worin Paganini nach seiner langen gefährlichen Krankheit zum ersten Male sich wieder hören lassen werde. Der beliebte Künstler versprach zehn Stücke zu spielen, fünf auf einer gewöhnlichen Violine, die andern fünf auf einem Holzschuh. Der Preis für eine Person war auf zwanzig Franken festgesetzt, jedoch war beigefügt, daß der Ertrag zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt sei.

Diese freudige Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die musikalischen Kreise und schon wenige Stunden nach dem Erscheinen des Plakates war für schweres Geld kein Billet mehr zu erhalten; denn Paganini hatte gleichzeitig die strengste Weisung gegeben, daß nur eine bestimmte Anzahl verkauft werden durfte.

Die Equipagen der Noblesse von Paris rasselten vor das Thor der Villa Lutetiana; der Saal war in wenigen Minuten gefüllt. Endlich trat Paganini, die Violine in der Hand, vor die in stummer Erregung harrende Menge. Keine Spur der eben überwundenen Krankheit war an ihm zu entdecken. Sein Aussehen war so jugendlich, als hätte er sich aus der geräuschvollen Welt in die erquickende Einsamkeit geflüchtet. Mit einem strahlenden Lächeln nahm er die ihm dargebrachten Huldigungen an. Dann setzte er den Bogen an und nach einer kurzen Einleitung stürzte er sich mit plötzlichem Übergang in eine glänzende Phantasie, und selbst ganz verloren in die Begeisterung seiner Kunst, riß er die Zuhörer mit sich fort.

„Weiter kann er nicht gehen," murmelte man allgemein, „in seinem ganzen Leben hat er nie besser gespielt."

Nach kurzer Pause erschien Paganini wieder mit seinem neuen, selbstgeschaffenen Instrumente in der Hand. Die allgemeine Spannung zeichnete sich in dem beinahe athemlosen Stillschweigen ab. Da entströmten dem ehemaligen Holzschuh, den Paganini in eine Geige umgestaltet hatte, Töne so weich und süß, als wollte er jedem der Anwesenden die Thränen unvermerkt aus den Augen stehlen. Der Künstler schien durch die Töne, die er hervorzauberte, selbst ganz hingerissen und legte seine ganze Seele, die ganze Kraft seines Geistes in das musikalische Drama, das unter seinen Bogenstrichen sich abwickelte. Den Gedanken, der seine Seele füllte, mußte Jeder errathen. Es war die Rückkehr des jungen Soldaten. Man hörte das Geschmetter der Trompeten, sah hinein in das lustig rauhe Leben des Kriegsvolkes, vernahm den rührenden

Schmerz bei des Soldaten Abschied von seinen Kameraden und die einsame Heimreise, der Anblick des heimischen Bodens, das Wiedersehen der Geliebten, die Freudenthränen und die entzückende Ausschau in eine Zukunft dauernden Glückes — das Alles war ausgedrückt in diesem Tongemälde.

Ein Sturm des Beifalls erhob sich, als der letzte Ton verklungen; immer enthusiastischer wurden die Zuhörer, die erst allmälig aus dem Zauber erwachten, in welchen Paganini's beinahe übermenschliche Kunst sie gebannt hatte. Die Damen warfen ihre prächtigen Bouquets zu den Füßen des Künstlers, während die Männer sich herandrängten, um seine Hand zu drücken. Selbst die vier alten Damen vom Spieltisch, auf welche Paganini's Rede bei Empfang des Holzschuhes so scharf zugespitzt gewesen, konnten sich dem allgemeinen Beifall, der sie umrauschte, nicht entziehen. „Prächtig, unaussprechlich," riefen sie, „wir hätten ihn in der That nicht so herb beurtheilen sollen. Er muß doch ein gutes Herz haben!"

Tief in einer Ecke des Saales, durch einen Vorhang halb verborgen, stand ganz allein ein Mädchen. Es weinte, als wollte ihm das Herz brechen. Es war Louisette. Das Drama von des Soldaten Heimkehr hatte sie so mächtig ergriffen.

Als der Saal sich wieder geleert hatte, nahm Paganini die Einnahme zur Hand und begann die Goldstücke zu zählen; sie betrugen vollauf 2000 Franken. Dann rief er die arme Louisette zu sich:

„Meine kleine Freundin," begann er, „wir haben das Glück gehabt, noch einen Ueberschuß von 500 Franken zu erhalten. Sie werden also Ihren Ersatzmann bekommen. Doch nehmen Sie gleich die ganze Summe, was dann noch übrig bleibt, mag die Auslagen, die der gute Henri auf dem Heimwege hat, gutmachen."

Thränen der Dankbarkeit rieselten aus den Augen des Mädchens. Paganini faßte freundlich ihre Hand. „Lassen

Sie diese Thränen," sagte er, „dies ist nur der verdiente Lohn für die viele Liebe und Aufopferung, welche Sie für einen kranken Mann gehabt haben. Ich will Ihnen noch etwas geben, welches das Andenken an Paganini Ihr Leben lang lebendig erhält, — nehmen Sie diesen alten Holzschuh, vielleicht nennen Sie ihn lieber eine Geige — er gehört nunmehr Ihnen. Ich habe ihn übrigens meiner guten Louisette schon längstens zugedacht gehabt. Verfügen Sie denn nachher meinetwegen über ihn nach Ihrem Belieben; vielleicht erhalten Sie aus seinem Erlös eine anständige Aussteuer."

Paganini irrte sich nicht. Ein reicher Pariser erstand das seltene Instrument von ihr um die Summe von 6000 Franken.

Haben wohl die boshaften alten Damen daran gedacht, daß der einfältige Holzschuh je das Glück zweier Menschen begründen würde?

Ein eitles Herz.

Originalnovelle.

1.

Auf dem Markte geht es bunt und toll her. Am stärksten ist aber das Treiben und Gedränge um die Buden der „Künstler" Mitten unter denselben steht das hohe Zelt der Kunstreiter, dicht daneben ist eine reisende Menagerie aufgeschlagen. Weiterhin lagert sich das Proletariat: Glücksräder, Schießbuden, Gaukler und Zauberer, welche in einer Person unschuldiges und unschädliches Werg verschlingen und Feuer speien — Alles schon oft dagewesen, aber stets reizend und frisch. Am Eck des Platzes endlich sitzt der Diogenes, der Alle miteinander kennt und Alle ruhig und ungestört beobachtet. Dort steht nämlich ein Tisch, worauf eine blutroth schimmernde Laterne neben anderen Wunderdingen sich befindet, und hinter demselben kauert eine gebräunte alte Zigeunerin. Eine Drehorgel, welche die Alte sonderbarer Weise mit dem Fuße zu treiben beliebt, sucht mit gurgelnden Tönen die

Menge anzulocken, wozu als Verstärkung ein Tamburin kommt, das die Alte je nach Laune, Phantasie und Willkür bearbeitet, während sie gleichgültig in die sich vorbeischiebende Menge blickt. — Denn da hier der Platz enger wird, so ist gerade da das Gedränge am größten.

„O weh, jetzt geht's nimmer," ächzt ein Mütterchen, das durch einen plötzlichen Ruck an ein Haus auf die Seite gedrängt wurde, wo es nun fest eingekeilt steht. Ursache davon ist, daß man ein paar Offizieren, von welchen einer eine Dame führt, Platz machen muß, welche plötzlich aufgetaucht sind. Gemurmel und Bemerkungen begleiten den kleinen Trupp, und namentlich ist, wie es scheint, die Dame Niemanden unbekannt.

„Ah, die schöne Emilie mit ihrem Bräutigam!"

„Sag' lieber Emilie die Hochmüthige!"

„Wie haben wir das verdient, daß ihr Seidenkleid Unsereins berühren darf?"

„Warum reitet sie nicht über uns weg?"

„Warum läßt sie sich durch ihre Bedienten nicht über unsere Köpfe wegschieben?"

„O die reichen Leute! Wenn sie sehen, daß die Armen sich drängen, so machen sie sich das Vergnügen, sich auch drunter zu mischen, aber über ihrem Spasse vergessen sie, daß es uns Ernst ist!"

Es war wirklich eine hohe, herrliche Gestalt, die Dame, welche die Leute die stolze Emilie nannten, aber der Offizier, an dessen Arm sie, dicht in einen Shawl gehüllt, durch die Menge ging, stand ihr an Wuchs und männlicher Schönheit nicht nach. Dem Paare folgten noch zwei Offiziere niedereren Ranges; auch sie entgingen der Menge nicht, die nun einmal im Zuge war, zu charakterisiren.

„Ah, der Oberlieutenant Schmecker!" flüsterte man.

„Ein allerliebster Lockenkopf!"

„Des Fräuleins Hofnarr —"

„Der ihr täglich auf seinen Degen schwören muß, daß sie die Schönste im Königreiche ist.“

„— und der Fähndrich Langenkäs —“

„Der ein Dichter ist und ihr jedesmal im Vorbeireiten ein Lied auf den Balkon wirft —“

„— sonst aber zu nichts nütze ist.“ —

„Der nächste Verwandte seiner Fahnenstange.“ —

Da stockte es. Die eben besprochenen Personen waren gerade vor dem Tisch der alten Zigeunerin angelangt. Die schöne Dame wendete unwillkürlich die Augen nach dem grellen, rothen Schein der Laterne und erblickte die Alte, welche auch sie fixirte: da spiegelten sich zwei schöne Augen in zwei scharfen, zwei stolze in zwei stechenden; aber beide Augenpaare blieben immer weniger gleichgültig, je länger sie an einander hafteten. Da erblickte Emilie die seltsamen Spiegel und Karten auf dem Tische und nun wußte sie, mit wem sie es zu thun hatte.

„Ei,“ lachte sie ihrem Begleiter zu, „was mag wohl Fortuna zu der Verlobung von Emilie Donker und dem Hauptmann August Ehrfost, welche gestern geschehen ist, sagen? Komm' August, ich möchte wissen, was die Alte da von unserer Zukunft weiß — unterdessen wird wohl Platz gegeben sein.“

Sie traten an den Tisch. Auch die zwei Offiziere wollten die Wahrheit hören, nur der Hauptmann, Emiliens Verlobter, wollte selbst nichts davon wissen.

Der Hokuspokus begann, das Rad auf dem Tische schnurrte, und plötzlich flog aus demselben jedem der beiden Offiziere ein bedrucktes Zettelchen zu.

„Was erfahren Sie, Herr Schmecker?“ fragte Emilie.

„Pah — Luftschlösser baust Du bis an's Grab, prophezeit mir die Hexe, aber ich schwöre, die nächste Havanna mit dem Wisch anzuzünden.“

„Und der Herr Fähndrich?“ fragte die Dame eben, als auch ihr ein Blättchen zuflog.

Es war leer.

Die Alte lächelte. „Ich muß die Antwort selbst darauf schreiben.“ Und sie kritzelte schnell einige Worte auf das blaue Zettelchen und gab es Emilie, die kaum mehr ganz gleichmüthig geblieben war. Als sie das darauf Geschriebene las, flog es ihr wie Ueberraschung und Enttäuschung zugleich über die Stirn. Dann reichte sie es ihrem Bräutigam hin, der aber keine Miene machte, das Ding lesen zu wollen. „Laß das, meine Liebe,“ versetzte er freundlich, „denn so schwach ein solches Papierchen ist, es ist schon manchmal das unerschütterliche Fundament eines bösen Vorurtheils geworden; verzeih', ich will es nun einmal nicht lesen.“

„Wie Du willst, mein stolzer Weiser; aber hören sollst Du es doch, wenn Du auch nicht sehen willst. Meine Herren,“ wandte sie sich an die Offiziere, „hören Sie, was mir die Zigeunerin sagt:

„„Viele bewundern Dich, aber leider, Keiner liebt Dich!““ las Emilie in französischer Sprache.

„Diable — und dazu noch französisch!“ polterte Einer. „Und welche Lüge! Angesichts Ihres glücklichen Ehrfost — nein, von ihm will ich gar nicht einmal reden, da versteht es sich ja von selbst — Angesichts von uns, von mir das zu behaupten, Niemand liebe Sie! Oder glauben Sie, meine Schönste, daß ich, nachdem nun auch mein glücklicher und tapferer Freund Ehrfost gesiegt hat, Sie damit schon aus meinem Herzen“ —

„Und was sagen Sie zu der Prophezeihung der Alten, Herr Langenkäs?“ lächelte Emilie dem Fähndrich zu.

„Antworte gar nicht auf solche Ungeheuerlichkeit, widerlege diesen Lügenkoloß durch ein Wort — meines Auges,“ sagte der und heftete auf die Dame einen Blick, dem er im Stillen das Prädikat „sehr brennend“ gab. Thatsache war jedoch nur, daß er die Muskeln, welche um die Augengegend liegen, zu einer Gewaltanstrengung

gegen das Auge concentrirte und dadurch bewirkte, daß seine Augäpfel die Dame anstarrten, wie eine große in der Suppe liegende Zwiebel.

Emilie lachte hell auf.

Aber was dachte sie wohl selber über den seltsamen Spruch? Sie waren unterdessen in eine Straße gekommen, welche weniger mit Leuten angefüllt war, und hier wurde sie schweigsam und still, gleichsam als ob der Lärm des Gedränges sie vorhin verhindert hätte, nachzudenken.

Emilie Donker war einmal als das Kind des reichsten und angesehensten Mannes der Garnisonsstadt, sodann um ihrer glänzenden äußeren Erscheinung willen, und endlich wegen der frischen Lebendigkeit und beweglichen Feinheit ihres gebildeten Geistes schon seit lange bewundert oder doch Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden und hatte sich in Folge davon daran gewöhnt, bewundert zu werden. Was ihr Verhältniß zu dem Hauptmann Ehrfost betraf, mit dem sie gestern Abend verlobt worden war, so achtete und schätzte sie ihn zwar viel höher als die übrigen Offiziere, kannte aber nichts von einer wahren und tieferen Zuneigung zu ihm. Sie hatte sich daher, obgleich Braut, noch sehr wenige Gedanken über die Veränderung, die ihr bevorstand, gemacht, am wenigsten aber daran gedacht, daß die Ehe ihrem bisherigen Leben voll glänzender Schmeicheleien und schmeichelnder Freuden, voll Blumen und schöner Worte ein Ziel setzen werde; sie wußte nicht, daß ihr bisheriger Triumphzug nur bis an den Altar gehe, wo sie dem Verlobten die Hand reichen sollte, und daß er dort endigen werde. Daher jener Schatten, der so plötzlich über ihre Stirn flog, als sie das Zettelchen las. Anfangs hatte sie den Sinn gar nicht verstanden; als sie ihn aber begriffen, sträubte sich ihr Herz gegen die Folgerungen, welche der Verstand daraus zog. Jetzt zum ersten Mal dachte sie ernst an ihre Zukunft.

„Wie lächerlich!“ sagte sie zu sich: „Alle bewundern

dich, aber keiner liebt dich!" Was ist mir denn Liebe ohne Bewunderung? Nein, ich sage: Wer mich nicht bewundert, kann mich auch nicht lieben, und wer meine Vorzüge am besten kennt, nur der kann mich auch am meisten lieben. Oder sollte ich die Bewunderung, welche mir Alles zollt, nicht mehr suchen, nicht mehr wünschen dürfen; sollte ich von jetzt an zufrieden sein müssen mit der Zuneigung und Zärtlichkeit dessen allein, dem ich meine Hand gegeben? Soll mir wirklich die allgemeine Stimme derjenigen, welche mich bisher priesen und erhoben, nichts mehr gelten vor der Liebe meines Gatten? Und ich müßte hinter dem altväterischen Kachelofen der Ehe sitzen bleiben, um dort meine Jugend zu vertrauern und zu verschlafen? Was — ich?"

Ihre Augen blitzten, und ihre Gestalt erhob sich in ihrer ganzen Jugendkraft plötzlich, so daß die Federn auf ihrem Hütchen nickten, und ein armer Schlucker, an dem sie in diesem Momente vorbeigestreift, ein Maler, ihr einen langen, staunend-durstigen Blick nachschickte.

„Noch ein paar Schritte, mein Kind," ließ auf einmal der Hauptmann sich da vernehmen, dem die Stille und das Schweigen Emiliens nicht recht behagen wollte, „und wir sind am Hôtel, wo man allerdings wahrscheinlich schon auf Dich warten wird, doch horch!"

Vom Markte herüber tönte eine gellende Weiberstimme, welche, von einem Tamburin zuweilen unterbrochen, ein seltsames Liedlein sang.

„Meiner Treu," rief der Oberlieutenant, „das ist ja unsere Wahrsagerin! Ha, ha, zum Danke für unser Kupfer singt sie uns mit dem Silber ihrer Stimme ein Liedlein nach!"

In diesem Augenblicke hatte gerade das Geräusch sich etwas gelegt; und man hörte deutlich jedes Wort des Liedes:

„Ich hatt' einen Apfel, weiß und roth,
Hat mich verwundet bis in den Tod" —

„Ein Volkslied!“ beeilte sich der Fähndrich-Poet während des jetzt folgenden Übergangstrillers der Drehorgel zu erklären.

„Doch war ein Wurm darinne,“

fuhr es fort, aber ein lautes Getöse auf dem Markte verschlang Melodie und Text plötzlich. Da sagte Emilie lachend: „Ei mein großer Dichter, Herr Langenkäs, wie könnte wohl das Liedlein weiter heißen? Bitte, vollenden Sie, singen Sie weiter im Namen des Volkes!“

„Hm,“ recitirte der Angeredete nach kurzer Zeit:

„Doch war ein Wurm darinne,
Nun weine und klag' ich entgegen dem Tod
Und sterbe am Gifte der Minne!“

Eben wollte ihm Emilie Antwort geben, da konnte man plötzlich wieder die Stimme vernehmen, welche noch gellender als zuvor den Schluß, den vorher das Getöse übertönt hatte, wiederholte:

„Fahr hin, fahr hin, mein Apfel roth,
Du mußt mir aus dem Sinne!“

Emilie hatte plötzlich vergessen, was sie vorhin dem Dichter des ersteren Schlusses hatte sagen wollen, und dieser schalt, erzürnt über die Abweichung, welche das Volkslied von dem seinen gemacht: „Zum Kukuk mit den dummen und rohen Volksliedern! Wer kann denn einem gebildeten Menschen so etwas bieten! Bitte, lieber Ehrfost, gib mir deinen Mantel und den Shawl deiner Braut, sie zu besorgen, denn wir stehen wahrhaftig schon vor dem Hôtel.“

2.

Nachträglich müssen wir den Leser davon in Kenntniß setzen, daß die obigen Personen kein anderes Ziel ihres Weges hatten, als das Hôtel zum „goldenen Rad“, um

hier mit der Zahl derjenigen, welche zur Noblesse der Stadt sich rechnen ließen, einer althergebrachten Sitte zufolge auch dieses Jahr einem Feste am Markttage beizuwohnen. Wir beeilen uns nun, einen Blick in das Programm des Abends zu werfen.

Der erste Theil des Festes gilt den mehr zarteren, poetisch gestimmten und ruhigen Naturen: ein kleines Conzert mit „lebenden Bildern" als Illustrationen dazu, der zweite Theil aber, der Haupttheil, ist bestimmt für Jüngere und überhaupt für die, welche sich von einer Freude etwas Realeres versprechen, als müssig sitzend Andern zuzuhorchen: dieser Theil ist der Ball ,,in infinitum'', wie sie ihn nennen, ohne auch nur an die endliche Bestimmung ihrer Tanzschuhe zu denken.

Zu dem ersten Theile nun hatte Emilie auch ihre Mitwirkung zugesagt, und zwar hatte sie für sich die dritte Nummer der „lebenden Bilder" gewählt, wo sie die Rolle der „Weisheit" darzustellen hatte, welche in weiblicher Gestalt gedacht die Hände über alle Völker ausbreitet, deren Vertreter zu ihren Füßen sich gelagert haben. Sie mischte sich daher vorerst noch unter das Publikum und ließ sich ziemlich im Hintergrund des Saales mit ihrem Verlobten nieder.

Eine eigenthümliche Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt, und sie konnte den Spruch der Alten sich nicht aus dem Kopfe bringen, so sehr sie auch sich bemühte. Noch nie hatte sie so über ein Wort nachgedacht: sie verglich, grübelte, schwankte, zweifelte und konnte sich nimmer aus diesem Labyrinthe, wie sie sich sagte, hinausfinden, und ihr Zustand war schon so weit gekommen, daß es ihr unbehaglich dabei zu werden anfing; da begann plötzlich die Musik, und der Vorhang der kleinen Bühne ging langsam in die Höhe. Die Scene zeigte gar keine Person: ein blauer See, in dessen Mitte auf einer Insel „im Abendsonnenschein" ein Kloster, war das ganze Bild. Aber diese ganze Scenerie, so herrlich

sie auch gelungen, war doch fast unnöthig, denn die Musik und der sie begleitende Gesang erzählten und schilderten Alles ebenso.

Zögernd, leise und taktmäßig wiegt sich eine sanfte, einfache Melodie wellengleich dahin, so ruhig und friedlich, als ob der Engel, der jenes Klosters Frieden hütet, plötzlich mitten in der Versammlung stünde, unsichtbar über Alle seine Hände segnend ausstreckend. Ein lieblicher Chor beginnt nun zwischen das Spiel der Violinen und Flöten zu summen, und in immer bestimmteren Weisen folgen, wechseln und treiben sich Wellenspiel und Chor gegenseitig:

„Horch, die Wellen tragen bebend
Sanft und rein den Vesperchor,
Näher jetzt und näher schwebend
Schwillt er mächtig zu dem Ohr." —

Als hätte plötzlich ein starker Windstoß den Gesang der Mönche über das Wasser hergetragen, so waren die letzten Akkorde brausend angestürmt, und nun hallte es in rauschendem Chore:

„Jubilate, Jubilate, Jubilate, Amen!"

Aber schon wieder leiser:

„Ferner nun und ferner bebend
Sanft entschwindet er dem Ohr."

Der Gesang ist verhallt, und der gedämpfte Ton der Violinen und das weiche Spiel der Flöten suchen nun die Gefühle des Zuhörers wieder zur Ruhe zu bringen.

Emilie war zurückgelehnt und hatte die Augen geschlossen. Dieses einfache Auf- und Abwogen der Töne, welches anscheinend gleichförmig, doch immer stärker und schöner ward, hatte sie völlig übermannt. Vor der Harmonie des Gesanges schwindet jeder Mißton: wer gut ist, freut sich, wer jung ist, hofft, und wer böse ist, fühlt Reue. Emilie fühlte, wie es ihr mit jedem Takte

näher an's Herz rückte, sie überwältigte, und sie ließ sich ganz von dieser ihrer Stimmung beherrschen. So selig, ruhig und friedlich war ihr noch nie zu Muthe gewesen; jetzt stand es auf einmal klar vor ihrer Seele, wie man der Welt nicht bedürfe, um glücklich zu sein, wie der glänzendste Triumph draußen in der Welt zu Rauch werde vor dem stillen Frieden, den das Herz feiert im Kreise derer, die ihm lieb und theuer sind — jetzt sah sie ihre Zukunft vor sich aufsteigen und jetzt verstand sie oder fühlte es vielmehr, warum und wie das Menschenherz einer treuen Liebe bedürfe. Sie legte ihre Hand auf die Schulter ihres Bräutigams, indem sie sich gelobte, an ihn, der ihr in diesem Augenblicke als der beste, trefflichste Mann erschien, sich mit ganzem Herzen anzuschließen und nimmer von ihm zu lassen. „O wie schön, wie selig!“ flüsterte sie, „mein Theurer, und so selig soll es uns immer zu Muthe sein! O wie werden wir glücklich sein und wie wollen wir Lust und Leid treulich theilen!“

Der Hauptmann blickte sie lange an und eben wollte er ihr erwiedern, als der Oberlieutenant herantrat. Dieser hatte sie jedoch schon vorher gesehen und war erstaunt einige Zeit lang stehen geblieben. „Zum Kukuk,“ brummte er für sich, „was soll denn das heißen? Ist denn das Paar wirklich verliebt? Und sollte die stolze Emilie also wirklich Ernst gemacht haben und weise geworden sein? Sollte sie es über sich bringen können, von ihrem Thron herabzusteigen und sich ihrem Verlobten gleichzustellen? Und ich müßte also alle Segel streichen?“ — Indessen fiel ihm doch wieder ein, daß er nicht darum gekommen sei, über diesen Punkt Betrachtungen anzustellen; er trat also näher und meldete der überraschten Emilie, daß es bereits Zeit sei, sich auf ihre Rolle zu kostümiren. Ungerne verließ sie ihren Verlobten, der ihr mit einem Blicke folgte, in welchem sich Verdruß und Sorge zugleich spiegelten, als sie aus dem Saale eilte.

Während sie in ihren Gedanken noch meistens bei dem eben Vorgefallenen verweilte, schwatzte ihr der unermüdliche Offizier tausend Artigkeiten vor, auf die sie Anfangs kaum einige Worte zu erwiedern wußte.

„Ja, wie schon hundertmal gesagt, ich betheure Ihnen, daß Sie heute Abend einen Triumph feiern werden, der Ihnen alle Herzen gewinnt. Ach, wie beneidenswerth ist doch mein Freund Ehrfost, der von nun an die süße Pflicht haben wird, Sie stets zu bewundern!“ —

Emilie erröthete heftig. Warum wohl? Geschah es darüber, daß der Schmeichler so von dem Verhältniß zwischen den Gatten zu sprechen wagte? Oder hatte sie vielleicht schon den Worten ein zu aufmerksames Ohr geschenkt und schämte sie sich nun der Gefühle, denen sie sich vorhin hingegeben hatte? „Indessen hoffen wir alle,“ fuhr dieser aber sogleich wieder fort, „Sie werden sich in Ihr künftiges häusliches Leben — und Glück,“ lächelte er, „nicht so ganz vergraben und abschließen, daß es Ihren aufrichtigen Bewunderern nicht auch zuweilen gestattet sein sollte, den Glanz und den Zauber, in welchem Sie strahlen werden, zu sehen und zu preisen.“

Emilie antwortete flüchtig, dankte dem Offizier für seine Begleitung und trat in die Garderobe.

Sie hatte gefühlt, daß die Worte, die sie eben gehört, nicht gerade aus dem aufrichtigsten Herzen kamen, aber sie war doch so schwach gewesen, denselben Gehör zu schenken. Jenes augenblickliche Gefühl war tief empfunden, aber nicht anhaltend gewesen, und die Eitelkeit regte sich nun wieder mächtig. Während man sie zur „Göttin der Weisheit“ aufputzte, machte sie im Stillen Vergleiche zwischen jenem ihrem augenblicklichen Traum von ihrer Zukunft und dem Bilde von derselben, welches die letzten Schmeicheleien des Oberlieutenants in ihr wachgerufen hatten.

„Und gesetzt, es wird Jemand von gar keinem Menschen geliebt, kann ihm dann die Bewunderung Aller nicht

das ersetzen, was ihm die Liebe bieten soll?" sprach sie bei sich und warf den prächtigen, glänzenden Mantel der „Weisheit" über.

Die Arme, wahrlich, sie wußte nicht, was sie that.

Bald war die Gruppe zusammengestellt, das Glöcklein ertönte, der Vorhang rauschte auf, und das Orchester begrüßte die Scene mit brausenden, vollen Prachtakkorden, die majestätisch durch den Saal hallten und die Herzen höher schlagen machten. Von schimmernd weißem sterndurchstickten Mantel umfaltet, stand Emilie erhaben und herrlich in der Mitte droben, zu ihren Füßen lagerten huldigend in reizenden Gruppen Gestalten aus allen Nationen, welche die Weisheit gesucht: verkleidete Offiziere und Studenten, welche nie weise gewesen zu sein sich rühmen, und reiche Partikuliertöchter, welche so naiv sind, zu gestehen, daß sie die Weisheit noch nie vermißt — und über Alle hin streckte sie, die Stolze, die Hände aus, wie um sie zu schützen. —

Alle Augen waren auf sie gerichtet, und ein Flüstern der Bewunderung — oder des Neides ging, während die Musik fortbrauste, von Mund zu Mund. Emilie hatte die Augen auf die zu ihren Füßen Gelagerten gerichtet, und es war nicht mehr die Rolle, welche sie spielte, sondern ihr eigenes, wahres Gefühl, wenn sie hoch, hoch auf dieselben herabschaute. „Die Kleinen!" dachte sie bei sich, und der Hochmuth durchgoß ihre Arme, die zu ermüden anfingen, mit eherner Kraft, daß sie stolz und fest über den Häuptern derselben schwebten. Der majestätische Hall der Jubelhymne umstürmte ihr Herz und riß es mit jedem Akkord höher hinauf über alle Anwesenden. Sie hatte vergessen, wo sie stand, und daß Alles gespannt und ängstlich sie beobachtete, sie sah nur noch sich selbst und ihren Triumph: ein Lächeln königlichen Stolzes bewegte ihre Lippen, und im Vollgefühle ihrer Seligkeit schlug sie langsam die Augen auf und ließ sie strahlend und siegreich auf ihren Zuschauern ruhen. Diese,

hingerissen von diesem Blicke, brachen in einen rasenden Beifallssturm aus, nicht ahnend, daß er etwas ganz Anderes bedeutet hatte, als sie vermeinten. Der Vorhang fiel.

Der Stolz hatte in der Brust des Mädchens gesiegt. Fast gleichgültig nahm sie die Komplimente auf, die man ihr von allen Seiten spendete. Endlich konnte auch der Hauptmann sich zu ihr drängen. Freudestrahlend streckte er ihr seine Hand entgegen:

„Meine Emilie versteht es meisterhaft, Aller Augen auf sich zu ziehen, und sieh, auch ich theilte die Bewunderung Aller mit vollem Herzen, aber ich sah im Geiste noch ein anderes Bild: nicht so stolz und hochherrlich, sondern einfacher, aber lieblicher, gemüthlicher und —"

„Ach, komm' lieber August, siehe, man räumt den Saal für den Ball, und ich möchte mich etwas erfrischen, auch muß noch meine ganze Toilette — sieh, schnell, hier ist Platz" — und sie war rasch vorangeeilt.

Schweigend folgte der Hauptmann. Aber im Stillen richtete er eine Frage, halb zweifelnd und im Ernste, halb ärgerlich, an sich, welche schon mancher Andere auch aufgestellt hat: O Weiberherz, wann wirst du ergründet sein? Eine Frage, die eine weniger weichherzige und mehr praktische Natur vielleicht schon gelöst hat, indem er in einem solchen Falle fragt: O Weiberherz, wann wirst du unveränderlich sein?

3.

Ball! Fliegende Bänder, wogende Roben, blitzende Steine, rauschende Walzer! Da glänzt dich plötzlich ein Diadem grell an und verschwindet; da lächelt ein bekanntes Gesicht dich an und taucht gleich wieder unter in der Menge. Ein Quodlibet von Strahlen, Farben und Tönen! Und so tanzt und jubelt es schon seit drei vollen Stunden! Auch der Champagner spielt hier und dort schon leise drein, und die Großen des Städtchens

fangen an, an die Kleinen und Armen zu denken, sie zu bemitleiden und zu wünschen, daß dieselben diese Herrlichkeit wenigstens sollten schauen können.

Daß Emilie Donker die Königin des Abends war, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen, nur müssen wir — was übrigens der Leser wohl auch schon jetzt gedacht und vermuthet haben wird — das leider bestätigen, daß sie in diesem Augenblicke gänzlich vergessen hat, daß das Orchester, welches jetzt leichte Tänze spielt, dasselbe ist, welches vor Kurzem so selige, friedliche Melodien hervorzauberte, und daß ihr Herz, welches vor einigen Stunden weich und sanft war, wie das einer Matrone, nun hoch in Stolz und Eitelkeit schlägt.

Indessen hat sie sich schon längere Zeit vom Tanze zurückgezogen und ruht nun in einem Fauteuil, wo sie, wie von einem Throne aus, ihre Bewunderer anhört, die ihr gefolgt sind und um sie her trippeln, schleichen, stehen, sich aufstellen und verschieben in allen möglichen Wendungen, Paraden und Attitüden: à la Fechter, à la ruhender Ganymed und à la Einfalt vom Lande, je nachdem die Herren eine größere oder geringere Zahl von Opern und Balleten gesehen haben. Das verwöhnte Kind der Gesellschaft gibt jedem Muße und Gelegenheit, seinen Weihrauch oder sein Gold in mehr oder minder gelungenen Complimenten ihm zu Füßen zu legen. Mit wahrhaft königlicher Unbefangenheit und Ruhe nimmt Emilie alle Schmeicheleien entgegen und amüsirt sich köstlich, darüber zu spotten, das heißt, mit Worten dieselben lächerlich zu machen, im Herzen aber sie gütig aufzunehmen.

„Ja so sagen Sie uns doch endlich, wie wir Ihnen unsere Huldigungen darbringen sollen!“ rief verzweifelt Einer aus.

„Wir Unglücklichen!“

„Die Sie bezaubert, verhext, zu Grunde gerichtet haben,“ rief ein Dritter.

„O Fräulein Emilie, heute sind Sie grausamer als Nero und geistreicher als Thales der Philosoph,“ lispelte

ein Kaufmannssohn und meinte damit den Gipfel aller geistreichen Complimente erstiegen zu haben.

„Dem Mars reißen Sie das Schwert aus der Faust," sprudelte es aus dem Munde eines zarten Cadeten.

„Um es mir in's Herz zu stoßen," endete Langenkäs nicht minder poetisch.

Mit triumphirendem Lächeln ließ die Bewunderte ihr Auge auf den sie Umgebenden ruhen, indeß sie verächtlich und übermüthig mit dem Zettelchen der alten Zigeunerin spielte.

„Und da ich so glücklich bin," fragte sie sich, „so soll mir dieses „„Aber Keiner liebt dich"" einen Schatten in meinen Glanz werfen? Und wenn mich wirklich gar Niemand liebte, was läge mir wohl daran? Kann mich denn derjenige, welcher mich liebt, höher emporheben, als der, welcher mich bewundert? Zieht er mich nicht vielmehr zu sich hinunter und fordert, daß ich mein Herz, mein Glück und meinen Ruhm mit ihm theile? Elendes Sprüchlein," murmelte sie, indem sie das Zettelchen zerknitterte, „mich wirst du nicht verwirren!"

In diesem Augenblick machte sich der krausköpfige Oberlieutenant Bahn durch die Umgebung Emiliens und trat an ihre Seite: „Darf ich jetzt bitten?"

„Mit wem tanzten Sie zuvor?" fragte diese, ohne sich zu rühren.

„Mit dem Fräulein vom Hause tanzte ich" —

Ein spöttisches Lächeln, das auf allen Gesichtern dem Aufrichtigen entgegenkam, und leise Ausrufe, welche Emiliens Augen strahlen machten, unterbrachen ihn jedoch in seiner Erzählung. Endlich durfte er enden: — „tanzte ich meinen Obligaten, um sogleich wieder hieher zurückzukehren."

„Die tanzt aber leicht," warf Emilie hin.

„O ja, sie tanzt nett, so daß ich wohl einen Vergleich mit Ihnen, mein Fräulein, wagen darf, wenn Sie es mir gestatten." —

„Nun?“

„Ja sehen Sie, Schönste, neben Ihrem Tanzen ist das von jenem Fräulein — auf Ehre — doch nur, wie wenn sich ein schwerer Cavalleriesäbel mit einer Damascenerklinge kreuzt.“

Die Stolze lächelte unwillkürlich und berührte den Arm des Geistreichen wie strafend mit ihrem Fächer:

„Boshafter!“

„Liebenswürdigste!“

Sie lachte laut auf und hielt dem Offizier das blaue Zettelchen unter die Augen, wie um seinen Ausruf zu widerlegen.

Jetzt erschallte wie aus ehernem Munde im Saale ein furchtbarer Ruf: „Feuer! Feuer! Die Treppe brennt!“

Ein schreckliches Getöse erhob sich, und die Wände zitterten bei dem Tumult und dem Verzweiflungsgeschrei der sinnlos durcheinander Rennenden. Da donnerte eine gewaltige Stimme durch den Lärm: „Die Damen begeben sich an die Fenster, die Herren gegen die Mitte des Saales, um löschen zu helfen!“ Es war der Hauptmann, welcher so doch wenigstens einige Ordnung in die Verwirrung brachte. Die Saalthüren hatte er zuerst schließen lassen, damit durch den von der brennenden Treppe hereindringenden Rauch das Unglück nicht vermehrt würde, und nun stellte er überall durch sein besonnenes Eingreifen wenigstens die nöthigste Ruhe wieder her.

Unterdessen war aber schon eine Menge Menschen zur Hilfe herbeigeeilt, und die Spritzen begannen ihre Thätigkeit, den an den Fenstern sich drängenden, jammernden und schreienden Frauen wurden schon einzelne Leitern geboten. Indessen war die Gefahr kaum gemindert, denn das Hinabsteigen ging äußerst langsam vor sich, und wenn das Feuer von der Treppe aus die Saalthür ergriff und zugleich mit dem Rauche hineindrang, so war der größte Theil der im Saal Versammelten verloren, da dieser in einem obern Stockwerk die ganze Länge und

Breite des Hauses einnahm, und nur eine Treppe, die eben brennende, zu demselben führte.

Plötzlich aber hörte man von unten herauf ein Signal und den Ruf: „Gelöscht! Gefahr vorüber! Niemand verlasse den Saal durch die Thüre, Alles durch die Fenster herunter!"

Um nämlich jeder Gefahr weiter vorzubeugen, hatte man die Treppe einfach zusammengerissen, wodurch das Feuer von selbst aufhören mußte und nun auch nicht weiter greifen konnte.

Die größte Noth hatte ein Ende, obwohl es immerhin, namentlich für die Damen, ziemlich mißlich blieb, sich den schwankenden Leitern anzuvertrauen. Emilie war bei jenem Schreckensrufe fast außer sich gekommen; als sie sich wieder ermannt hatte und an ein Fenster zu gelangen suchte, war sie allein und fand alle Fenster umringt. Jedoch hatte sie der Hauptmann bald gefunden, und unter seinem Schutze fühlte sie sich etwas ruhiger. Jetzt aber, da keine ernstliche Gefahr mehr da war, blickte sie gleichgültig in das Drängen um die Fenster.

Unten vor dem Hôtel hatte sich eine große Volksmenge angesammelt, welche einen Halbkreis um die Front des Hauses bildete und den Rettungsmaßregeln zuschaute. Es war ein buntes Schauspiel, wie in dem grellen Scheine der Fackeln und Laternen Rettende und zu Rettende in malerischen Gruppen um die Fenster in der Höhe hingen, herabschwebten und auf- und abtauchten. Das Schreckbare hatte man ganz vergessen, und das Geschäft, die droben herunterzuholen, ging in aller Ordnung und „Gemüthlichkeit", wie einer der Untenstehenden meinte, von Statten. Selbst die Damen oben fingen an mit zufriedenern Augen herunterzublicken und heiterer die Fahrt anzutreten und, da sie alle Gefährlichkeit ferne sahen, selbst herzlich mitzulachen. Da rief auf einmal eine helle Stimme: „Musik herbei! Einen Walzer!" Jubelnder Applaus von allen Seiten lohnte den glücklichen Gedanken,

und gar nicht lange dauerte es, so war das Orchester heruntergelassen, dem man oben nun gerne den Vorrang ließ, und setzte unten während des Herablassens der Ballgäste die jubelnden, rauschenden Melodien lustig fort, welche kurz zuvor so schrecklich unterbrochen worden waren.

„Meiner Treu," meinte eine Stimme aus dem Volk, „das Ende des Balls ist noch das Schönste am Ganzen! Man könnte fast meinen, die Geschichte sei in das Programm aufgenommen worden!"

Auf Emilie aber machte dieser Ausgang des Abenteuers einen ganz andern Eindruck. Nachdem das schreckliche Intermezzo vorübergegangen, war das Uebrige nur noch ein schöner Schluß — wenn man so wollte — des Festabends, und so zornig hatte sie sich selbst gefragt: „Und ich soll hinuntersteigen, wie alle die Andern, über die ich heute triumphirte?" Sie hatte beschlossen, sie müsse um jeden Preis auf eine Weise herunterkommen, welche sie als die Königin des Festes kennzeichne, und sie hatte daher sich bisher noch nicht bestimmen lassen, hinunterzusteigen, obwohl ihr schon öfters Platz gegeben ward, ja sie hatte sogar ihren Verlobten von sich entfernt, um nicht von ihm belästigt zu werden, indem sie ihn unter einem Vorwande in den Hintergrund des Saales schickte. So stand sie droben, als eine neue Leiter gerade unter dem Fenster, wo sie stand, anlegte, und der Oberlieutenant mit dem Fähndrich Langenkäs auftauchte, mit der Bitte, sich ihnen anzuvertrauen.

„Meine Herren Ritter," entgegnete die Übermüthige spöttisch, „es scheint, daß Sie einer Dame, die Sie erheben und bevorzugen, nur geistreiche Worte zu bieten haben, aber so inconsequent sind, dieselbe durch Ihre Handlungen allen Übrigen gleichzustellen." Damit drehte sie sich um.

Die Beiden begriffen, was sie meinte, und kletterten wieder herab. —

Eben trat der Hauptmann zu Emilie und sagte:

„Willst Du jetzt mit mir hinuntergehen? Das Drängen ist nicht mehr zu groß, und" —

„Mein lieber Freund," unterbrach ihn Emilie mit flammenden Blicken, „willst Du, daß die Braut des Hauptmanns Ehrkost wie eine jede Andere da hinunterfahre?"

Ehrkost stand verblüfft da. Das hatte er nicht gedacht.

„Aber was meinst Du denn damit, Liebe? Du siehst, daß Du nun einmal wie alle Anderen durch das Fenster da hinab mußt!"

„Wohl, aber weißt Du, man muß erkennen, daß ich es bin — daß es deine Verlobte ist, welche kommt."

„Aber wie denn? Wie kann ich Dich denn dabei auszeichnen? Du siehst doch selbst ein, daß dieses unmöglich ist."

„Mein August, ich bitte Dich, bedenke, daß deine Braut gewöhnt ist, von Dir ausgezeichnet zu werden, bedenke, daß deine Braut heute der Mittelpunkt des Festes war — und jetzt solltest Du noch um ein Mittel verlegen sein, mich und Dich zu ehren, auszuzeichnen?"

Der Hauptmann war so geblendet und bethört, daß er keinen Einwand mehr machen konnte, und obgleich er durchaus nicht wußte, was eigentlich zu thun sei, so sagte er doch: „Nein, sei ruhig, meine Liebe, ich will jetzt hinuntergehen und Dich dann herabholen, daß Alles auf Dich schauen soll, und koste es mich, was es wolle."

Damit stieg er auf die Leiter und kletterte hinunter. Unten fand er seine Freunde, die zwei Offiziere, in komischer Verzweiflung.

„Zum Kukuk," fluchte Langenkäs, „wie will sie denn heruntergeholt werden? Wollen wir eine Brücke hinauf schlagen und sie zu Pferde herunterholen? Oder wünscht sie am Ende gar in einem Ballon herab zu schweben? Da seht, wie die übrigen Ballgäste immer munterer herabkommen, und wenn's so fortgeht, so sind alle herunter, bis wir die Erfindung gemacht haben!"

„Halt, Kameraden!“ rief da plötzlich Schmecker aus, „ich hab's! Zwar ein wenig toll, aber ganz zu dem heutigen Abend passend! Ich kommandire ein Dutzend schwere Artilleristen her, welche eine starke Leiter, an der wir oben einen Tritt an Seilen befestigen, so halten, daß sie senkrecht steht; Du, Hauptmann, steigst mit einer Fackel hinauf und befestigst Dich oben, dann wird die Leiter sanft hinübergelassen zu Emiliens Fenster, diese steigt auf den Tritt, Du befestigst sie, und die Leiter schwebt mit Euch beiden wieder sanft in die vorige Stellung zurück, so daß Ihr frei in der Luft oben schwebt, eine bengalische Flamme steigt auf, das Orchester spielt den Marsch aus „Norma“, und die Seile werden oben losgemacht, so daß das Brett, auf dem deine Braut steht, mit ihr langsam herabschwebt — herrlich muß die Komödie werden!“ schloß der Begeisterte triumphirend.

„Allerdings, allerdings,“ brummte der Hauptmann, der sich nicht recht behaglich fühlte, „aber ich bin eben nicht gewohnt, Komödie zu spielen, und ich sag' Euch, daß ich mich gar nicht gern dazu hergebe; wäre es nicht um mein Wort,“ setzte er für sich hinzu, „ich thäte es nimmer.“

Die Vorbereitungen waren bald geschehen, und der Hauptmann kletterte unter dem allgemeinen Staunen der Menge die aufrechtstehende Leiter hinan. Oben angekommen, winkte er mit der Fackel Emilie zu. Eine lautlose Stille trat unten ein. Jetzt senkte sich die Leiter der Stolzen zu. Sollte sie es wirklich wagen? Doch, sie hatte schon entschieden.

„Komm', Emilie,“ mahnte der Hauptmann, „komm', fürchte Dich nicht!“

Sie aber zögerte, nicht aus Furcht, sondern um noch einen Blick auf die unten lauschende Menge zu werfen, dann stieg sie auf den Tritt hinaus und klammerte sich an ihren Verlobten an, die Leiter schwankte langsam zurück und stand endlich stille. Hoch oben schwebte das Paar,

und Emiliens Shawl flatterte lustig in der Nachtluft. Da stieg eine purpurne Flamme unten auf, das Orchester fiel rauschend ein, und das Beifallsgeschrei des Pöbels machte die Luft zittern, während der Tritt, auf welchem Emilie stand, allmälig heruntergelassen wurde.

Der Erfinder dieses Spektakels war außer sich vor Entzücken und Stolz. Nicht so der ehrliche Hauptmann, welcher herzlich froh war, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, nicht, weil er Furcht gefühlt hatte, sondern weil er keine Rechtfertigung vor seinem Ehrgefühle dafür fand, daß er zu einer solchen Scene seine Hand geboten. Bald war der Saal drüben ganz geleert, und man zerstreute sich nun, da Mitternacht schon vorüber war.

Emilie hatte sich schmeichelnd an den Arm ihres Bräutigams gehängt und plauderte, nunmehr ganz selig, ihm von ihren schönen Hoffnungen für die Zukunft vor, während sie sich durch das Volk hindurchdrängten. Ehrfost ließ sie plaudern und antwortete nur zuweilen ganz flüchtig.

„Nun weiß ich," fuhr Emilie fort, „daß Du mich wahrhaft liebst! Ah — mein lieber Herr Hauptmann," lachte sie bezaubernd, „war das nicht eine herrliche Gelegenheit, die Treue und Wahrheit Ihrer Liebe auf die Probe zu stellen? — Aber sieh, „nun ist es mir erst recht klar, was wahre Liebe ist!"

„Ja, ja, meine Theure," antwortete Ehrfost, „doch höre: ich hätte Dich hundertmal lieber aus den Flammen geholt, als so wie ein Seiltänzer eine lächerliche Scene aufzuführen. Wäre es nicht um mein gegebenes Wort, und noch mehr, Dir zu Liebe gewesen, ich hätte es nie und nimmer gethan." —

„Mein lieber August!"

Und sie plauderte wieder unaufhörlich fort, bis sie unter dem Thore ihres Hauses mit einer schläfrigen Magd verschwunden war.

4.

Neun Jahre sind verflossen. Wieder ist Jahrmarkt. Wenig hat sich im Ganzen verändert, und wer weiß, ob es nicht dieselben halbkranken Löwen sind, wie damals, welche auch jetzt wieder brüllen, nur matter und dumpfer. Das Marktgetöse und der fröhliche Lärm der Menge bricht sich aber an den Quadern eines stolzen Gebäudes, das gar kalt in die Marktfreude drein schaut. Der Oberst Ehrfost hat den dritten Stock, die prächtigste Wohnung des Hauses, inne. Hier ist es recht still. Aber es ist nicht die Stille des komfortablen, edeln Hauses, welche hier herrscht, vielmehr liegt es bleischwer und unheimlich über diesen Räumen. In einem Zimmer, das gegen den Markt hinausgeht, sitzt eine Dame am Fenster und blickt in das Gewühl der Leute hinunter: es ist die stolze Emilie. Ihre Haltung ist fast noch eben so stolz, wie vor neun Jahren. Das Gesicht ist jedoch bleicher geworden und ernster. Doch das Auge, wie hat sich das verändert! Matt und tief blickt es hervor; es glänzt, aber nicht mehr strahlend, lebendig und frisch, sondern feucht und dunkel.

„Ist jene Alte wohl auch wieder drunten?“ flüstert sie endlich für sich hin; „Niemand liebt dich, aber Alle bewundern dich!“ — Emilie beugte sich bei diesen Worten vorwärts und heftete ihre Augen lange und schmerzlich auf ein blaues Zettelchen, das in ihrem Schooße lag. Dann fing sie an zu weinen.

„Auf dieser Stelle war es; er bat mich, er warnte mich: „„mir, deinem Manne zu Lieb,““ wie ernst sagte er es! Ja — und ich, ich sagte: Siehe, mein theurer Gespons, wenn das, was Du Liebe nennst, nicht neben meiner Passion, mich bewundern zu lassen, bestehen kann, dann — — sagte ich, verzichte ich gern auf deine Liebe; „„und fahre deiner Hölle zu!““ hat er geschrieen, „„und

fahr zu, fahr zu, ich will Dich nimmermehr daran hindern!““ — und ist fortgestürzt. Und wie hat er Wort gehalten, der Oberst Ehrfost! Wohlan, sprach ich zu mir, ich habe des Mannes Selbstsucht überwunden, nun bin ich frei und kann triumphiren. Und habe ich denn nicht triumphirt? Warum zittere ich, da ich dieses ausspreche? War ich denn nicht glücklich? Glücklich?“ —

Heftiger ward ihr Schluchzen. Die Reue, die schon seit Jahren still an ihrem Herzen nagte, war in vollen Flammen heiß aufgelodert. Zum Tode matt, legte sie sich in ihr Fauteuil zurück und schloß die Augen, um Ruhe zu finden. Aber neue Bilder stiegen immer quälender auf und peinigten sie so, daß sie keine Thränen mehr fand, ihre Qual zu erleichtern.

Da traten vor sie jene glücklichen Augenblicke vor neun Jahren: im blauen See stand das stille Kloster, und jener bezaubernde Gesang hatte sich erhoben, wie um die Verheißung der Engel zu erfüllen: Friede den Menschen auf Erden! — —

Aber ein anderes Bild trat vor sie: wie man ihr ein sanft schlummerndes Kind an die Brust legte, und wie mit ihm himmlisches Glück über sie kam.

„Wenn mein Kind einmal nicht mehr ist,“ murmelte sie, „dann ist es auch mit mir aus. Es allein hält mich noch aufrecht, denn aus den Strahlen seiner Augen kann mein Herz allein noch seine Lebenskraft ziehen. Die Liebe zu meinem Kinde ist mein Leben.“ —

Plötzlich aber schwieg sie still, und ihre Augen, welche Anfangs wie sinnend vor sich hingeschaut hatten, fingen an zu glühen. In ihrem innersten Herzen hatte sich eine Stimme erhoben, welche Anfangs leise, dann aber immer lauter und mächtiger sprach und welche ihr auch den letzten Trost, den sie eben genannt hatte, noch streitig machte. Die Stimme sagte: Aber was liebst du denn an deinem Kinde? Die schöne Unschuld desselben? Aber wenn es größer und böser und verderbter wird? Wenn das Kind

die Mutter vergißt, verachtet, was dann? — — „Fahr zu!“ hatte ihr tief empörter Gatte ihr zugerufen, und „fahr zu!“ wiederhallte es schrill in ihrem von der Reue mit Scorpionenbissen zerrissenen Herzen.

Dunkel ward es im Zimmer. Die Oberstin lag regungslos in ihrem schwellenden Fauteuil. Unten auf dem Platze tobte das Marktgetöse eintönig weiter.

Als die Nacht völlig hereingebrochen war, sammelte sich eine große Volksmenge vor dem Hause, in welchem Oberst Ehrfost wohnte. Eine Abtheilung Soldaten suchte mit allem Aufwand von Derbheit die Menge zurückzudrängen, um gerade unter den Fenstern der Wohnung des Obersts einen kreisförmigen Platz frei zu bekommen, in welchem sie Notenpulte und eine Anzahl von Fackeln aufzupflanzen bemüht waren.

„Verdammt,“ rief einer der Soldaten aus, „daß wir gerade heute, am Markttage, musiciren müssen!“

„Da beschwere Dich beim Oberst, welcher gestern, am eigentlichen Jahrestag seiner Verlobung, fort war,“ versetzte ein Anderer — „und auch heute will sich noch Niemand da oben zeigen, obgleich Beide zu Hause sein sollen, nicht 'mal ein Licht haben sie!“

„Ueberhaupt muß es dem Obersten eine besondere Freude sein, jedes Jahr mit Trompeten und Pauken gemahnt zu werden, nachzudenken, wie lange er seinen hochmüthigen Drachen schon heimgeführt hat,“ warf ein Trompeterlein ein.

„Trompete schweigt!“ schrie da der Wachtmeister, „Männlein, das geht Dich am wenigsten an, und spar' Du deinen Athem für das Solo!“

„Aber wenn der Herr Oberst über das Ständchen gar ungehalten“ — wollte eine furchtsamere Natur einwerfen, wurde aber durch die vorige Stimme wieder mitten in dem Satze unterbrochen:

„Gehalten oder ungehalten, das Maul gehalten! Und es ist nun einmal unsere Pflicht und Schuldigkeit, ihm

am Verlobungstag zu blasen, ob's ihn freut oder ärgert, das geht mich und Dich nichts an, verstanden?"

„Hm, hm," brummte ein Anderer einem Dritten zu, „wenn es ihn ärgert, das dürfte dem Hauptmann Schmecker vielleicht gerade nicht zuwider sein."

„Sonderbar, daß er sich gerade diesmal um das Ständchen so viel angenommen hat; gewiß will er dem Obersten, seinem Freunde, einen Schabernack spielen."

„Mag wohl sein, aber ich möchte nur wissen, welcher böse Geist ihm den Gedanken eingab, den russischen Vesperchor für Blech arrangiren zu lassen! Ein lumpig einfaches Trompetensolo in schläfrigen, eintönigen Gängen, und wir, Hörner, Posaunen und Bombardons im Chor sollen — ich mag's gar nicht laut sagen — wir sollen auf unsern prächtigen Instrumenten „Wasserwellen nachahmen", wie der Hauptmann faselte, worauf sich die Melodie der Trompete wiege! Es ist wahrhaftig weit gekommen mit der Musik in unsern Tagen; doch in einer halben Stunde, wenn's losgeht, will ich sehen, was der Oberst dazu macht." —

Wir verließen die Oberstin, wie sie sich ganz ihrem Schmerze und ihren Thränen hingegeben hatte. Müde von Weinen und Grämen war sie zuletzt, das Haupt in die Polster des Sessels gelegt, eingeschlummert, und ihr leises Athmen, nur zuweilen von einem schweren Aufschluchzen unterbrochen, bildete mit dem regelmäßigen sanften Tiktak der Uhr den einzigen Laut in dem dunkeln, stillen Zimmer.

Da ließen sich von draußen her Tritte vernehmen, und eine helle, feine Stimme erschallte. Es war der Oberst mit seinem Sohne, einem schönen Knaben von etwa 7—8 Jahren. Die Beiden gingen den Corridor hinunter, und der Oberst trat in seine Zimmer. Als er aber an ein Fenster getreten war und hinuntergeschaut hatte, wendete er sich rasch hinweg und ging schweigend in seinem Zimmer hin und her.

Dem Knaben aber mochte diese Stimmung nicht behagen, und nachdem er einigemale mit seinem Vater auf- und abgehüpft war, hielt er plötzlich an und sagte: „Papa, ich will zu Mama gehen, ihr vom Markte zu erzählen." Und schon war er hinausgesprungen. Aber nach wenigen Minuten kam er wieder: „Papa, komm', ich fürchte mich, Mama's Zimmer ist ganz dunkel, und sie ist nicht darin!" Der Oberst, dem die Veränderung seiner Gemahlin seit einiger Zeit nicht entgangen war, und der plötzlich bei dem Gedanken an ihren Stolz und ihre Empfindlichkeit einige Unruhe zu empfinden anfing, folgte dem Knaben, um die Zimmer seiner Frau zu betreten, die er seit lange, lange nimmer gesehen hatte. Wohl vermieden die Gatten nicht allen äußerlichen Verkehr mit einander, allein dies geschah einzig und allein ihrem gemeinsamen Sohn zu Liebe, damit derselbe von dem wahren Verhältnisse seiner Eltern zu einander keine Ahnung bekommen solle. Und wirklich hatte auch der kleine Eugen noch keinen Augenblick das Unglück gehabt, etwas zu sehen oder zu hören, was seinen süßen Traum von der gegenseitigen Liebe zwischen Vater, Mutter und Kind hätte stören können.

Nachdem der Oberst in das Zimmer getreten war, blieb er stehen, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen, und blickte umher, ob er seine Gemahlin nicht sehe, fest entschlossen, wenn sie da wäre, das Zimmer sogleich wieder unter irgend einem Vorwand zu verlassen. Allein es war zu dunkel geworden, und er ging auf die Lampe zu, welche in der Mitte des Zimmers herabhing, um sie anzuzünden. Als das Licht brannte, und er seine Gattin regungslos im Sessel ruhen sah, und ihr Gesicht todtenblaß erschien, erfaßte ihn eine schreckliche Angst, und er beugte sich über sie. Da hörte er den leisen Athemzug der Schlummernden und schnell richtete er sich wieder auf und wollte sich entfernen. Aber es zwang ihn wieder zu ihr hin; er mußte sie aufmerksam und lange be-

trachten, und wie kam es, daß er jetzt endlich wieder nach so langer und bitterer Trennung und Kälte plötzlich ein Gefühl von Mitleid, Rührung und Liebe sein Herz erwärmen fühlte? Wie er die stolze Frau so abgehärmt sah, da wühlte es ihm im Herzen auf, was vorher noch todt und kalt gewesen. Er streckte die Hand aus, sie zu wecken, aber nein, er besann sich und zog sie wieder zurück.

Dann sagte er zu dem Knaben, den er an der Hand hatte: „Eugen, nun ist Licht im Zimmer; ich will wieder gehen; bleibe bei der Mama, sie schläft!"

Als sich der Knabe allein sah, trat er neben seine Mutter hin, legte seinen Arm um ihren Hals, lehnte seinen Kopf an ihre Wange und begann ihr leise Worte in's Ohr zu flüstern. Dadurch erwachte die Oberstin. Sie schlug die Augen auf und schaute in die ihres Kindes und sie ließ ihren Blick darin haften, als sammle sie aus denselben ihren verwirrten Geist wieder. Kaum sah der Knabe seine Mutter erwacht, so fing er sogleich an, zu erzählen, was er auf dem Markte gesehen und gehört hatte, während sie schweigend zuhörte.

„Und sieh, Mama, einen wilden Löwen habe ich dann gesehen und einen Mohren! Mama, die Mohren sind keine Menschenfresser, nicht wahr, liebe Mama? Und weißt Du, der Papa versprach mir — Mama, Mama," unterbrach er sich plötzlich, indem er sich bückte und etwas vom Boden aufhob, „sieh da, das blaue Papierchen — gehört es Dir?"

„Ja, mir," antwortete sie, ohne daß sie bedachte, was sie gesagt hatte.

„O sieh, es ist etwas darauf geschrieben, laß mich lesen!" Und ehe noch seine Mutter ihm Antwort gegeben, da sie ja nicht wußte, was sie dazu sagen sollte, fing der Knabe schon mit heller, fester Stimme an die französischen Worte zu lesen.

„Kannst Du es mir auch übersetzen, mein Kind?"

fragte sie, wie auf eine höhere Eingebung, und ohne daß sie wußte, warum sie dieses gesagt hatte.

„Viele — bewundern dich," sprach der Kleine laut, — „aber — aber — Mama, was heißt aucun?"

„Keiner, gar Keiner, Niemand muß es heißen," erwiederte die Oberstin fast tonlos.

„Aber Keiner, gar Keiner, Niemand — liebt dich! Das lügt, das lügt, Mama," rief der Knabe heftig, warf den Zettel weg und schlang seine Arme um den Hals seiner Mutter, welche nach den letzten Worten in ein lautes Schluchzen ausgebrochen war. — „Mama, weine nicht, es lügt, sieh, ich liebe Dich ja so sehr, ich und der Papa, wir lieben Dich — weine nicht, Mama, das ist ein verlogener Zettel!"

Und er wollte ihn zerreißen, als die Oberstin ihn daran verhinderte. Er sah ihn eifrig und klug betrachtend an.

„Mama, was ist Bewundern?"

In diesem Augenblick begann drunten die Musik. Ein rasches, feuriges Stück brauste zu den Fenstern herauf. Die Oberstin, welche Gott in ihrem Herzen dankte, daß dieses zwischen die Frage ihres Sohnes gekommen war, sprach zu diesem: „Komm', mein Kind, und höre der Musik zu," indem sie sich mit ihm an ein Fenster setzte. Nach einem kurzen Stillschweigen flüsterte ihr der Knabe, wie um die Musik nicht zu stören, leise in's Ohr:

„Mama, was ist Bewundern?"

„Verlange das nicht zu wissen, mein Kind!" sagte die Arme endlich.

„Ist das Bewundern böse?"

Eine lange Pause entstand; dann aber erhob sich die Oberstin plötzlich und stellte sich mit all dem erschütternden Ernste einer Mutter vor ihren Knaben: „Nein, das Bewundern ist nicht böse, aber der, welcher wünscht, bewundert zu werden, der ist böse und unglücklich zugleich! Und das ist die Eitelkeit, mehr sein zu wollen, als man sein

kann, und das ist die erste und letzte Sünde dieser Welt! Und Du, mein Kind, Du kannst mich jetzt nicht verstehen, aber Gott gibt diesen Worten die Kraft," rief sie mit lauter Stimme, „daß sie Dir in's Herz wachsen und mit deinem Blute in Dir kreisen und Dich erfüllen, so lange Du in der Welt der Eitelkeit lebst, und Dich in allen Gefahren schützen! O mein Gott!" betete sie laut und feierlich, „verschone das Kind mit der Schuld und der Sünde der Mutter, befreie es von dem Uebel und laß sie büßen ihr Leben hindurch durch Verachtung und Verschmähung, durch" — —

In diesem Augenblicke trat der Oberst aus der Thüre des Seitenkabinetes und schritt auf sie zu; sie begann heftig zu zittern.

„Nein, Emilie, Du sollst nicht büßen, mein liebes Weib! Gib mir deine Hand, verzeihe mir, und" —

„O bester, tiefst gekränkter Mann, was sagst Du mir!" rief sie schluchzend und sank an seine Brust. So hatten sich endlich zwei lang getrennte Herzen wieder vereinigt. —

„Fertig!" hatte unterdessen drunten der Stabstrompeter geklopft, und das zweite Stück begann. Es war eine ganz eigenthümliche ergreifende Musik, bald leise, bald stärker; eine helle Trompete sang allen Instrumenten voran, und wie weicher Wellenschlag begleitete der Chor die Melodie, bald laut anschlagend, bald sanft säuselnd:

„Wie die Mondscheinwelle kehret,
An dem Strande stirbt's entlang;
Wie die Fluth sich wild empöret,
Braust der jubelnde Gesang."

„Jubilate, Jubilate, Jubilate, Amen."

So hatte es vor neun Jahren im Saale zum „goldenen Rade" getönt.

„O," flüsterte die Oberstin, welche ihr Gemahl an's Fenster geführt hatte — „o jenes Lied von dem Klo-

sterfrieden und der Vergessenheit aller Welteitelkeit! So zog es mich damals hin zu dem wahren Glücke, und ich versprach Dir, ein braves Weib zu werden.“ —

„Und weißt Du auch, meine Liebe,“ unterbrach sie der Oberst, indem er sie auf die Stirn küßte, „daß Du mich zu dieser Stunde glücklicher machst, als Du es damals konntest?“

Da kam der kleine Eugen, welcher die Balkonthüre mit aller Mühe aufgerissen hatte, und zog seine Eltern unter diese Thüre, so daß die Familie allen Untenstehenden sichtbar wurde: an die stolze, hohe Gestalt des Obersten schmiegte sich seine Gemahlin, schön und ernst, den Sohn an der Hand. —

„Ja bei allen tausend Elementen,“ fluchte da der Hauptmann Schmecker, der sich hinter dem Bombardon aufgestellt hatte, „was heißt denn das? Lasse ich denn meine Kerls darum blasen, daß sie mir die zwei störrischen Personagen wieder zusammenkuppeln? Wer spielt denn da Komödie, ich mit ihnen, oder sie mit mir?“

Jetzt sah man etwas vom Balkon herabflattern und gerade in eine Pechpfanne unten fliegen, und während eine helle Kinderstimme oben herabrief: „Juchhe, jetzt ist das böse Dinge gerade in's Feuer geflogen!“ wiederholte unten die Musik den Refrain ihres Liedes, gleichsam in den Jubel des Kindes einstimmend:

„Jubilate, Jubilate, Jubilate, Amen!“

„Kamerad,“ hub endlich der Oberlieutenant Langenkäs an, der während der eben geschilderten Scene vergessen hatte, auf seines Freundes Schmecker Ausruf etwas zu erwiedern, „Kamerad, was ich Dir darauf zu sagen habe, ist zweierlei, für's Erste: die alte Hexe hat damals doch etwas gewußt, denn das Sprüchlein der Oberstin hat gegolten bis wahrscheinlich vor einigen Stunden, das Deinige aber gilt in diesem Augenblicke noch, denn da Du die Zwei an ihr Zärtlichthun vor neun Jahren mahnen

und dadurch ärgern wolltest, so stürzen sie dein Luft-schloß und schließen Frieden mit einander, und zweitens: — sieh vorher hinauf und schau, ob es nicht wahr ist — ist Emilie, wie sie da oben steht, nicht hundertmal weiser und tausendmal schöner und zehntausendmal glücklicher, als damals, wie sie in den Mantel der „Weisheit" gehüllt, glänzend über unsern Köpfen stand?" —

Dann erloschen die Fackeln, die Menge zerstreute sich, und das große Haus lag im Dunkel der Nacht. Aber drinnen wohnten von nun an das Glück und der Friede.

Eine romantische Hochzeitsreise.

Einem
amerikanischen Original
nacherzählt
von H. A. Keiser

Vorüber war die Trauung, vorüber der Abschied. Die Eltern kehrten zurück. Kaufmann Roth und seine junge Gattin winkten ihnen vom Waggon aus noch einmal zu und fuhren dahin, um die Flitterwochen auf einer romantischen Reise zuzubringen.

Eine Thräne glänzte in dem schönen Auge des liebreizenden Wesens, das vor wenigen Stunden noch Fräulein Mohrheim — und nun Frau Roth hieß. Die junge Frau war indeß überglücklich und glaubte ihr Lebensziel erreicht zu haben, als sie dem geachteten Kaufmann zur Seite saß und ihn: „Mein lieber, guter Mann“ nennen durfte, und jene Thräne war nur der süße Tribut, den ein scheidendes Kind seinen theuern Eltern zollte. Der zärtliche Gatte sah es nicht ungern, daß sie bei dieser ersten Trennung

von ihren Eltern weinte! Hatten dieselben ja ihre einzige Tochter ausgezeichnet erzogen und während achtzehn Jahren für dieselbe unaufhörlich gesorgt und gearbeitet, so daß sie dem Bräutigam nicht nur ein treues Herz, sondern auch ein hübsches Vermögen entgegenbrachte.

Die Trennung war jedoch kein Grund zu übergroßer Trauer. Sie sollte ja nur zwei Monate dauern, denn nach acht Wochen würden sie wieder nach New-York zurückkehren und in derselben Straße, ganz nahe bei den Eltern wohnen. So war es verabredet worden.

Es war in der letzten Woche des Monats Juni. Sie gedachten den kommenden Monat über bei ihren Freunden in verschiedenen Städten des Westens sich aufzuhalten und den September in den reizenden Gegenden des Obern-Sees zu verleben. Herr Roth hatte einige Sommer daselbst zugebracht und sehnte sich lebhaft darnach, auch seine Gattin dahin zu führen, wo er so schöne Tage verlebt hatte. Oft hatte er schon die eigenthümliche Schönheit jenes Landes geschildert, die herrliche weite Wasserfläche des Sees, die einsamen, aber großartigen Urwälder der denselben umgebenden Berge, seine romantischen Streifereien und Jagdparthieen daselbst und seine lustigen Canoefahrten in den Stromschnellen des St. Marienfalls und schloß gewöhnlich mit dem freudigen Ausrufe: „O das war prächtig! Dahin muß ich wieder, aber dann, Agnes, mußt Du auch mit.“ Auch heute zauberte er der jungen Gattin wieder feurig die herrlichen Tage vor, die sie bald miteinander genießen würden.

„Und ich werde wirklich wilde Indianer sehen?“ unterbrach ihn diese mit kindlicher Neugierde.

„Ob wir eigentliche Wilde sehen werden, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Die Indianer, mit denen die Touristen gewöhnlich zusammentreffen, haben meistens schon einen Anflug von Civilisation an sich. Es ist aber möglich, daß wir gelegentlich ganz Wilde zu sehen bekommen.“

„O, ich hoffe es!“

„Ich auch. Jedenfalls wirst Du wirkliche Indianer sehen — die vielleicht vor zehn Jahren noch völlig wild waren und auch jetzt noch so viel beibehalten haben von ihrer ursprünglichen Wildheit und Lebensweise, daß es uns und überhaupt jeden Stadtbewohner sehr interessiren muß, sie zu sehen. Die alte Wildheit steckt noch in ihnen. Nur die Außenseite ihres Charakters ist mit einigen Lappen der Civilisation bedeckt, um mich so auszudrücken. Ihre Gebräuche, ihr Aberglaube und Götzendienst sind noch nicht verdrängt.“

„So sind sie wirklich noch Götzendiener?“

„O ja. Viele verehren noch die todten Götzen und bei vielen Stämmen findet sich noch der allgemeine Glaube an den „Großen Geist“ und das „Land der Seelen.“ Als ich mich unter ihnen aufhielt, sah ich einmal ein Begräbniß. Da begruben sie mit dem Todten auch dessen Waffen und tödteten seinen Hund auf dem Grabe, damit der Verblichene auf seiner langen Reise nach dem Lande der Seelen nicht ohne einen Gefährten sei.“

„Ei, das ist allerliebst!“

„Allein ernst genommen, doch sehr traurig,“ erwiederte Herr Roth seiner Frau. —

Diese träumte nun den ganzen Monat von den Indianern und konnte kaum den Tag erwarten, der sie dahin führen sollte. Obwohl sie bei den Freunden ihres Mannes auf's Freundlichste aufgenommen wurde und herrliche Tage verlebte, war sie doch fast außer sich vor Freude, als man endlich Chicago verließ. Mehrere Freunde schlossen sich dem fröhlichen Paare an.

Die lange Fahrt auf dem Dampfboot war entzückend. Denn bei Tag ergötzte die reiche Abwechslung der schönen Landschaftsbilder das Auge; am Abend versammelte man sich zu gemüthlicher Unterhaltung oder wohl gar zu einer Tanzparthie in der geräumigen Kajüte und schloß den Tag mit einem romantischen Spaziergang auf dem Verdeck.

Der Dampfer trug sie vorüber an verschiedenen Städten, durch den weiten Michigan=, den angenehmen Huron=See und endlich durch den großen, dem Meere ähnlichen Obern=See. Als sie nun zu jenem engen Kanal kamen, der Portage=Entry heißt, zog ein Trupp Halbwilder ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese bemühten sich, das Schiff an gewaltigen Tauen vorwärts zu ziehen. Dieser Kanal ist nämlich für Dampfboote nur mit größter Mühe fahrbar, da er nicht nur eng und seicht ist, sondern auch so viele kurze Windungen macht, daß der lange Rumpf eines Dampfers sich kaum frei bewegen kann. Deßhalb muß das Schiff vom Lande aus an Tauen vorwärts geschleppt werden. Gegen gute Bezahlung gaben sich die Indianer zu dieser Arbeit her. Fast Alle waren sehr kräftige, aber unschöne Leute, ihre Gesichtszüge verriethen Wildheit und Stumpfsinn. Nur ein Einziger machte eine Ausnahme davon. Er war ein wahres Prachtexemplar von einem civilisirten Chippewäer — geschmeidig, kräftig und lebhaft wie die Andern, aber mit einem Paar Augen wie ein Panther. Er trug keinen Hut und sein langes schwarzes Haar fiel malerisch über seinen Nacken herunter und flog wie die Mähne eines Löwen, wenn er aus dem Boote an's Ufer sprang, um den Andern zu helfen. Alle Passagiere waren auf das Verdeck gestiegen und betrachteten neugierig die interessante Szene. Auch unsere Bekannten waren da.

„Sieh da diesen prächtigen Burschen!" rief Agnes. „Sahst Du je ein so ausdrucksvolles Gesicht?"

„Ich habe ihn längst in's Auge gefaßt," antwortete ihr Gatte. „Er ist ein Muster seines Stammes. Aber wenn ich mich nicht täusche, ist er eine etwas unlenksame Natur. Es ist zu viel Wildheit in seinem Auge, ich glaube, der würde sich nicht gut fügen können." —

Dieses Urtheil wurde schon Tags darauf bestätigt. Der Dampfer fuhr durch die blauen Wasser des Riesen unter den Seen. Es war ein herrlicher Tag. Roth

und seine Gattin standen auf dem Verdeck und schwelgten, über die Brüstung gelehnt, im Anblick der schönen Landschaft. Auf einmal wurde das Ehepaar durch einen Tumult in der Nähe aufgeschreckt. Man hörte laute, zornige Stimmen. Die Gatten wandten sich um und bemerkten, wie der Untersteuermann dem Indianer drohend zurief: „Pack' Dich, faules Vieh, oder ich schlage Dir alle Knochen entzwei!"

„Rühr' mich nicht an, Du hast schon zu viel gesagt!" schnaubte der Indianer mit wuthzitternder Stimme und warf einen grimmigen Blick auf den verwetterten Seemann.

„Was gibt's denn da?" fragte Roth, sich den Streitenden nähernd, indem seine Gattin sich furchtsam ihm anschmiegte.

„Der Kerl von Indianer da will nicht gehorchen. Ich trug ihm auf, das Verdeck zu scheuern, und er antwortet mir, es sei sauber genug. Ich will ihn schon lehren, den Schurken."

Und wüthend stürzte der Steuermann auf den Indianer los, zu einem Faustschlage ausholend, der denselben getödtet haben würde, wenn er ihn getroffen hätte. Allein dieser war flinker als sein Gegner. Blitzschnell hob er den neben ihm liegenden Besen auf und parirte damit so geschickt, daß der wuchtige Schlag wirkungslos auf den Stiel niedersauste. Mit unterdrücktem Fluche zog der Steuermann ein Messer aus der Tasche und wollte hitzig auf seinen Gegner eindringen. Da packte ihn Roth mit kräftigem Griffe am Arm, während Agnes unwillkürlich vor den Indianer hinsprang und schützend beide Arme ausbreitete. Im gleichen Augenblick erschien der Kapitän auf dem Verdeck und befahl dem Steuermann, das Messer einzustecken und sich zu entfernen.

„Macht Ihr wieder eure alten Streiche?" sagte er dann zum Indianer. „Was gibt's denn schon wieder?"

„Der schuftige Untersteuermann befahl mir, das Ver-

deck zu scheuern. Das ist nicht nöthig. Sehen Sie nur, es ist sauber genug. Wozu also diese Arbeit?"

„Das ist richtig. Indessen können wir Niemand an Bord haben, der sich der Ordnung nicht unterziehen will. Ich sagte Euch schon früher, daß dies nicht angehe, und sehe mich genöthigt, Euch in Ontonagon an's Land setzen zu lassen." Mit diesen Worten ging der Kapitän hinweg.

Bald näherte sich der Steuermann wieder und sagte: „Warte nur, Du rothe Bestie, ich bin mit Dir noch nicht quitt."

Der Angeredete erwiederte nur durch einen verächtlichen Seitenblick, der den Gegner noch mehr erbitterte.

„Was soll dieser Blick? Wenn Du nicht zufrieden bist, will ich machen, daß Du an die Kette kommst."

„Ist gar nicht nöthig. Wenn man mich in Ruhe läßt, so werde ich auch ruhig bleiben," erwiederte der Indianer.

„Hören Sie, mein Herr," sagte Roth zu dem Steuermann, „die Behandlung dieses Mannes scheint mir unnöthig grausam. Lassen Sie ihn in Ruhe und ich will Ihnen bürgen, daß er sich ordentlich aufführt."

Der Indianer blickte erstaunt auf Roth und murmelte einige unverständliche Worte.

„Tom, die Handfesseln!" rief der Steuermann einem Schiffsjungen zu. Dann wandte er sich zu Roth und brummte: „Mischen Sie sich nicht in meine Händel, Herr! Ich dächte, die Passagiere hätten genug für sich zu sorgen und es gehe sie nichts an, was ich mache."

Während Roth, erzürnt über diese grobe Antwort, mit verächtlicher Miene dem Steuermann den Rücken kehrte, kam der Schiffsjunge mit den Handfesseln. Zum Glück leistete der Indianer keinen Widerstand; mit einem zweideutigen Lächeln ließ er sich die Fesseln anlegen und unter Deck führen.

Bald nachher zog Agnes ihren Gatten auf die Seite und sprach längere Zeit leise, aber lebhaft mit ihm, blickte ihn fragend an, und als er lächelnd nickte, ging sie mit

triumphirender Miene von ihm weg und in die Kajüte des Kapitäns. Dieser, ein sehr artiger und gutmüthiger Mann, erlaubte ihr, höchlich erstaunt über die sonderbare Bitte, den Indianer besuchen zu dürfen. Sie stieg in's Zwischendeck hinunter und drückte dem Gefangenen freundlich die Hand. Dann unterhielt sie sich einige Zeit mit ihm, gab ihm einige von den feinen Cigarren ihres Mannes und ließ beim Scheiden ein Goldstück in seine Hand gleiten. Der Gefangene blickte sie voll Staunen und Rührung an und schaute ihr unverwandt nach, bis sie den Raum verlassen hatte.

Einige Stunden nachher kam der „Saturn" in Ontonagon an und der Kaufmann Roth weckte seine auf einem Kanapee schlummernde Gattin mit den Worten:

„Wir haben Ontonagon erreicht. Einige von unserer Gesellschaft lassen sich an's Ufer bringen. Es ist noch eine halbe Meile bis in die Stadt, das Schiff kann nicht näher anfahren, denn der Hafen ist zu seicht. Es ist erst 5 Uhr, wir können bis 7 Uhr am Lande bleiben. Willst Du mitkommen?"

„Von Herzen gerne."

„Gut, ich hole Hut und Mantel, dann schließen wir uns den Andern an."

Als sich die Gesellschaft auf dem Verdeck sammelte, um in die Schaluppe zu steigen, warnte der Kapitän die Damen und sagte: „Wenn Sie vielleicht Anlagen zur Seekrankheit haben, thäten Sie besser, an Bord zu bleiben. Es ist ziemlich windig diesen Abend."

Das junge Ehepaar hatte indeß keine Furcht und bald kam die Gesellschaft in der Stadt an. Da vergnügte man sich köstlich, und ehe man sich's versah, war die Zeit zur Rückkehr herangerückt. Schon war die ganze Gesellschaft wieder in der Schaluppe beisammen, da bemerkte Agnes, daß sie im Gasthof ihre prächtige Diamantnadel, ein Geschenk ihres Mannes, habe liegen lassen. Sogleich eilte dieser in den Gasthof zurück, der jedoch

etwas entlegen war. Da erklärte der Schaluppecommandant, er könne nicht länger warten, und gab das Zeichen zur Abfahrt. Agnes erkannte voll Schrecken, daß der Untersteuermann, den ihr Gatte durch seine Verwendung für den Indianer erzürnt hatte, die Schaluppe befehligte. Sie ahnte sogleich, daß er sich rächen wolle, und rief: „Mein Mann ist ja noch nicht zurück. Bitte, warten Sie!"

„Wir haben keine Zeit, auf Ihren Mann zu warten," brummte der rauhe Seemann. „Es ist höchste Zeit zum Aufbruch, der Wind wird stärker, der Sturm wird gleich da sein."

Das war richtig, denn es gab schon ziemlich starke Wellen und ein Sturm auf dem Obern-See ist, zumal für ein kleineres Schiff, nicht ohne Gefahr. Der Himmel verfinsterte sich immer mehr, man mußte fort.

Das Fahrzeug tanzte auf den Wellen dahin.

Jetzt brach auch der Sturm los. Die Schaluppe arbeitete sich mühsam durch die tobenden Wasser. Plötzlich drehte sie sich und eine mächtige Woge stürzte sie um.

Agnes hatte zwar Schwimmen gelernt, aber in dem aufgeregten See war ihre geringe Kraft bald erschöpft. Noch einmal blickte sie zurück zur Stadt, deren Lichter wie freundliche Sterne durch die dunkle Gewitternacht schimmerten. Noch einmal flüsterte sie: „Lebe wohl, theurer Gatte! Du bist gerettet —" dann verlor sie das Bewußtsein.

Zehn Menschenleben wurden in dieser Stunde eine Beute der Wellen. —

Inzwischen war Roth zum Hafen zurückgekommen und traf das Boot nicht mehr. Einige Männer, die vom Hafendamm aus den Sturm beobachteten, sagten ihm, was der Steuermann der Dame geantwortet hatte, trösteten ihn jedoch mit der Versicherung, daß morgen früh wieder ein Boot kommen werde. Der Indianer, der hier an's Land gesetzt worden, kam auch auf den Damm. Er bemerkte den Kaufmann, näherte sich ihm und sagte: „Schlecht Wetter, Herr. Schlimm für die Schaluppe."

„Es ist wirklich sehr gefährlich; aber ich hoffe, sie werde das Dampfboot sicher erreichen," antwortete Roth. Seine Stimme zitterte bei diesen Worten. Wußte er ja sein Theuerstes in dieser schrecklichen Gefahr.

Lange, lange blieb er mit dem Indianer auf dem Damm, der Sturm tobte immer fort. Gegen Mitternacht legte er sich allmälig und es folgte ihm ein starker Regen.

Beim ersten Morgengrauen standen Roth und der Indianer wieder auf dem Damm. Endlich kam eine Schaluppe.

„Ist Alles in Ordnung, Herr Kapitän?" rief Roth, als er denselben erkannte.

„Ich zweifle nicht daran, Herr Roth!"

„Ist die Gesellschaft von gestern gut zurückgekommen?" fragte abermals der besorgte Gatte.

„Wie? Ist sie denn nicht am Lande geblieben? Die Schaluppe ist nicht zurückgekehrt." —

„O mein Gott!" stöhnte Roth, taumelte und fiel ohnmächtig in die Arme des Indianers.

* * *

Der „Saturn" lag drei Tage zu Ontonagon. Man hatte die Leichname der Verunglückten gefunden; nur der von Frau Roth war noch nicht zum Vorschein gekommen.

„Morgen um 8 Uhr werden wir abfahren. Werden Sie mit uns kommen?" fragte der Kapitän den unglücklichen Gatten, der auf dem Schiffe einen Besuch machte.

„Nein, Herr Kapitän. Ich werde noch einige Zeit in Ontonagon bleiben."

Bald nachher kam der Indianer auf das Schiff und bat den Kaufmann, ihm zu folgen, er habe Spuren von der vermißten Gattin. Ein Blick in seine Augen gab Roth freudige Hoffnung. Sie fuhren an's Land und machten sich sogleich auf den Weg.

Der Indianer erklärte seinem Begleiter, daß er in einer indianischen Niederlassung hinter Ontonagon, am Drei-Flintflusse, geboren und erzogen worden und daher die Gegend genau kenne. Er sei gestern und vorgestern in der Nachbarschaft herumgestreift und habe das verlassene Wigwam des „rothen Pfeils“, eines berüchtigten Chippewäer-Räubers, gefunden. Aus verschiedenen Zeichen, die er gesehen, glaube er schließen zu dürfen, daß der „rothe Pfeil“ auf unbekannte Weise das vermißte Weib gefunden und es weiter flußaufwärts geführt habe, an einen Ort, wo er auch gewöhnlich seine Beute zu verstecken pflegte. Weil das verlassene Wigwam so günstig gelegen war, daß man ihm nur von der Seeseite nahen konnte, so mietheten die Beiden bei einem in einiger Entfernung von der Stadt wohnenden Schiffer ein Canoe und fuhren hin. Als sie ausgestiegen waren, machte der Indianer den Kaufmann auf einige Fußspuren im Sande aufmerksam und sagte: „Die rühren von einer Frau her.“

Aber das war noch nicht Alles. Er brachte die im Wigwam verborgenen Ueberreste eines gekochten Lachses hervor und zeigte sie mit der Bemerkung: „Das hat Ihre Frau gekocht. Indianer kochen nicht so. Und dieses Band da, das ich in der Hütte gefunden, das hat Ihrer Frau gehört. Ich habe es auf dem Schiffe gesehen.“

„Eilen wir,“ sagte der beunruhigte Gatte, der nun völlig überzeugt war, daß seine Agnes noch lebe, und zwischen Furcht und Hoffnung schwebte.

Sie bestiegen das Canoe wieder und ruderten zum Drei-Flintflusse. Gegen Abend kamen sie in dem Indianerdorfe an. Der treue Führer besuchte einige Bekannte und ließ unterdessen seinen Gefährten beim Canoe zurück. Bald kam der Indianer wieder und sagte, der „rothe Pfeil“ sei heute im Dorfe gesehen worden und es handle sich jetzt nur mehr darum, seinen Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Es werde am besten sein, die Ufer des Flusses zu durchspähen. Der Fluß war an dieser

Stelle sehr weit und ruhig, einem großen Teiche ähnlich. Sie warteten, bis es Nacht geworden, und fuhren dann hinaus. Bald flüsterte der Indianer: „Dort ist Licht!“ und zeigte auf einen kaum merklichen hellen Punkt, am andern Ufer, dem Dorfe gegenüber.

„Ich sehe nichts,“ sagte Roth.

Aber die Augen des Indianers waren schärfer. „Dort ist Licht, dort ist der Räuber, denn ich weiß, es wohnt Niemand in jenem Walde.“

Sie fuhren lautlos hin, landeten und zogen das Fahrzeug so geräuschlos als möglich an’s Land. Roth zog seine Stiefel und der Indianer seine Mokassins aus, dann schlichen sie auf das Licht zu. Es kam aus einem tief zwischen den Bäumen versteckten Wigwam. Durch die thürähnliche Öffnung sahen sie die todtgeglaubte Frau schlafend auf einem Lager von Fellen liegen und neben ihr einen finstern Indianer hocken, der düster vor sich hinblickend aus einer Pfeife rauchte.

Roth stieß einen unterdrückten Schrei aus. Der Indianer in dem Wigwam hörte es — er blickte auf — legte seine Pfeife weg und lauschte.

Ein kühner Sprung und Roth war in dem Wigwam. Mit Wuthgeheul stürzte sein Gegner auf ihn los, aber der Kaufmann packte ihn bei der Gurgel und schleuderte ihn kräftig gegen die Rückwand des Wigwams, wo er zu Boden stürzte. Während aber Roth auf seine Frau zueilte und sie in seine Arme schließen wollte, stand der Räuber wieder auf und rüstete sich zu einem neuen Anfall. Doch da trat der andere Indianer ein und hielt ihm den geladenen Revolver entgegen.

„Rother Pfeil, frecher Räuber, bleib’ stehen, oder ich drücke los!“

Agnes erwachte, blickte verwundert umher und gewahrte ihren geliebten Mann an ihrem Lager knieen. Die Freude des Wiedersehens mag sich der Leser selbst ausmalen.

Der getreue Indianer hielt den Räuber im Schach,

während das glückliche Ehepaar voraus zum Canoe eilte. Bald kam auch der wackere Führer und ruderte eiligst stromabwärts. Ohne Unfall ward am folgenden Tage Ontonagon erreicht. Umsonst bat Roth den Retter seiner Frau inständig, mit ihnen nach New-York zu kommen und stets bei ihnen zu bleiben. „Der rothe Mann ist nicht für das Stadtleben geboren," erwiederte dieser. Ebenso wenig wollte er eine Belohnung annehmen. „Sie haben auf dem Schiffe mir Liebe erzeigt und mich besucht in der Gefangenschaft," sagte er. „Der rothe Mann kennt auch Dankbarkeit. Sie haben mir zuerst Gutes gethan, bevor Sie mich kannten. Ich freue mich, daß ich Ihnen helfen konnte. Wozu also Belohnung? Zudem habe ich nichts nöthig."

Das Ehepaar war rathlos, wie es sich gebührend dankbar erweisen könnte. Endlich erinnerte sich Roth, daß der Indianer oft die goldene mit einigen Edelsteinen besetzte Uhr, die er vor der Hochzeit gekauft hatte, mit Wohlgefallen betrachtet habe, und dachte, diese werde er vielleicht nicht verschmähen. Obwohl der Indianer allerdings große Freude über das Geschenk äußerte, so nahm er es doch erst an, nachdem Roth ihm versichert hatte, die Uhr gelte nicht als Belohnung, sondern als Andenken.

Nun reisten die jungen Eheleute wieder nach New-York zurück. Dort waren sie mehrere Wochen lang die Auserwählten aller nobeln Gesellschaften. Ueberall mußte Agnes ihre Geschichte erzählen, die wir nun auch mit ihren eigenen Worten mittheilen.

Als ich nach dem Sturme wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in einem niedrigen Wigwam auf einem Lager von Fellen und Binsen. Neben mir saß ein häßlicher Indianer, der die Beine übereinander geschlagen hatte und schweigend aus einer Pfeife rauchte.

Ich glaubte zu träumen, rieb die Augen und richtete mich auf. Es war Nacht und das trübe Licht ließ mir das armselige Wigwam noch elender und den häßlichen

Wilden noch abscheulicher erscheinen. Ich blickte verwundert umher. Endlich erinnerte ich mich des Sturmes, meiner Anstrengung, mich zu retten, und fragte:

„Habt Ihr mich hieher gebracht?"

Er nickte.

„Wo bin ich?" fragte ich weiter, denn ich glaubte so nahe bei der Stadt zu sein, um bei Tagesanbruch ohne Mühe dahin zurückkehren zu können.

„In meinem Wigwam," grunzte der Indianer.

„Das sehe ich, aber wo bin ich, wie weit von Ontonagon?"

„Weit genug. Etwa 30 Meilen."

„Ihr habt mein Leben gerettet," sagte ich und Thränen des Dankes entströmten meinen Augen. „Es soll Euch nicht gereuen, Ihr werdet reichlich dafür belohnt werden, wenn Ihr mich zu meinem Manne zurückbringt."

Er schwieg und paffte mächtige Rauchwolken aus der Pfeife.

„Aber wie habt Ihr mich retten können in dem Sturme, ich begreife das nicht?"

„Der rothe Pfeil sieht gut," antwortete er in schlechtem Englisch, „sieht auch in der Nacht. Sah das Boot untergehen — ein helles Kleid auf den Wellen — nah am Lande. Fuhr hinaus, ruderte gut; brachte Dich hieher."

Das war das längste Gespräch, das der Indianer mit mir führte. Er war ungemein wortkarg und sprach fast nur, wenn er mir etwas befahl, aber dann rauh und abgebrochen.

Bald fand ich, daß er eher im Sinne hatte, mich mit sich fort- als zu meinem Manne zurückzuführen, denn er sagte, er brauche ein Weib und das Wasser habe ihm eines geschenkt. Ich drohte ihm mit schwerer Strafe. Allein er schien es nicht zu beachten und brummte endlich: „Schlafe wieder!"

„Führt mich zu meinem Mann zurück und Ihr werdet erhalten, was Ihr wollt."

„Still! Schlafe!“ brummte er noch unwirscher.

Als ich all mein Bitten nutzlos sah, warf ich mich wieder weinend auf mein Lager hin. Da ich völlig erschöpft war, fiel ich bald wieder in einen festen Schlaf, aus dem ich erst erwachte, als der Indianer mich an den Armen schüttelte und mich aufstehen hieß. Zitternd und ängstlich schaute ich umher. Es war ein wilder Ort, fast ringsum starrten hohe Felsen mich an, nur von einer Seite war die Kluft geöffnet, aber da dehnte sich die weite Wasserfläche aus. An ein Entkommen war nicht zu denken. Rathlos stand ich da und glaubte im Murmeln der Wellen, die an den Felsen sich brachen, meinen Todesgesang zu hören.

Der Indianer ging an das Ufer und kam bald mit einem großen Fisch zurück, den er aus einer Vertiefung des Felsens, die ihm zum Behälter diente, geholt hatte. Er weidete ihn aus, machte Feuer und befahl mir, den Fisch zu kochen. Ich that es, so gut es bei dem Mangel der gebräuchlichen Geräthe ging, und setzte ihm das Gericht vor. Es schien ihm nicht sonderlich zu behagen, denn er brummte in einer unverständlichen Sprache. Obwohl er mir auch ein Stück vorgelegt hatte, wollte ich nicht essen. Aber um ihn nicht zu erzürnen, that ich mir Gewalt an und würgte einige Bissen hinunter. Sein Gesicht verzog sich zu einem häßlichen Lächeln: meine Folgsamkeit schien ihm zu gefallen. Ich aß, was ich konnte, und verbarg das Uebrige im Wigwam.

Nach dem kurzen Mahle ging er fort, verschwand hinter den Felsen und kam dann mit seinem Canoe zurück. Ich mußte einsteigen, er gab dem Fahrzeug einen Stoß und fuhr mit mir hinaus.

Wie überraschte es mich, als wir die Felsenkluft verlassen hatten und ich in geringer Entfernung die Stadt Ontonagon und unsern Dampfer sah. Ein Hoffnungsstrahl fiel in mein Herz. Hatte er mich vielleicht nur deßhalb so hart behandelt und mir vorgespiegelt, wir

wären so weit von Ontonagon entfernt, um mich desto mehr zu überraschen und meine Freude zu erhöhen? Ich sprang freudig auf, mein Herz schlug hörbar und ich fragte: „So führt Ihr mich also doch zurück?“ —

Er schwieg und ruderte sogleich nach einer andern Seite. Was ich in diesem schrecklichen Augenblicke fühlte, das kann ich nicht schildern. Sehnsüchtig streckte ich meine Arme aus und heiße Thränen rieselten über meine Wangen. Ich versuchte, in's Wasser zu springen, um an's Land zu schwimmen; aber der Indianer warf mich mit kräftigem Griffe nieder und schrie: „Weib, sei ruhig. Glaubst Du da schwimmen zu können? Der See ist tief; kannst nicht fliehen.“

Man wundert sich, daß ich nicht in Ohnmacht fiel, als ich Alles verloren sah. Statt ohnmächtig zu werden, wurde ich in diesem Augenblicke vielmehr mit Muth und Geistesgegenwart erfüllt. Ich suchte mich, so gut es ging, mit meinem Schicksal zu versöhnen, und nahm mir vor, mich des Gedankens an meinen Mann, der mich ja doch als todt beweine, zu entschlagen und meine Aufmerksamkeit auf unsern Weg zu richten. Es ging einige Zeit, aber nur mit größter Mühe.

Nach einigen Stunden kamen wir zur Mündung eines Flusses; der Räuber lenkte in denselben ein und ruderte rüstig aufwärts. Als wir in eine Gegend gekommen waren, wo der Fluß sich so sehr ausbreitete, daß er einem kleinen See glich, glaubte ich bald am Ziele der Reise zu sein, denn der Indianer ruderte dem Ufer zu. Dort gewahrte ich in einer Waldlichtung mehrere große Erdhaufen, und als ich aus einem derselben Rauch aufsteigen sah, schloß ich, daß dies ein Indianerdorf sein müsse. Der finstere Schiffer befahl mir, mich niederzulegen, und fuhr an dem Dorfe vorbei ungefähr eine halbe Meile weiter und steuerte dann auf die entgegengesetzte Seite zu, wo der Wald am dichtesten war. Dort landete er und hieß mich aussteigen. Dann versteckte er

das Canoe und bedeutete mir, ihm zu folgen. Bald kamen wir zu einem kleinen, unbewohnten Wigwam. Er warf die mitgenommenen Felle in eine Ecke und hieß mich schlafen gehen. Als ich ihm sagte, ich sei hungerig, reichte er mir schweigend ein Stück des gekochten Fisches. Er selbst aß auch ein wenig. Nachher zündete er wieder eine Pfeife an, und da mittlerweile die Abenddämmerung hereingebrochen war, rief er mir zu: „Jetzt schlafe" und aus Furcht legte ich mich auf das harte Lager nieder und schluchzte, bis er mir Ruhe gebot. O was war das eine lange, schreckliche Nacht! Ich konnte kein Auge schließen. Ich hörte den Indianer schnarchen, er schlief fest. Da überlegte ich, ob ich vielleicht einen Fluchtversuch machen sollte, aber es schien mir zu gefährlich. Schon dämmerte der Morgen und ich war noch wach. Der Indianer schlief, und als mein Blick auf das Messer fiel, das in seinem Gürtel stack, da hatte ich eine schreckliche Versuchung zu bestehen. Meine Glieder zitterten und in mir rief's: „Stürze dich auf ihn los, stosse ihm das Messer in's Herz und du bist frei." Gott weiß, was ich gethan hätte, wenn der schreckliche Mann nicht in diesem Augenblicke erwacht wäre.

Während des Tages beschäftigte sich der Indianer mit Ausbesserung des Wigwams und einiger Netze, die er mitgebracht hatte. Gegen Abend stand er auf, betrachtete mich lange mit einem Blicke, als wollte er das Innerste meines Herzens durchforschen. So ängstlich ich wurde, hielt ich seinen Blick doch aus. Endlich sagte er: „Bleib hier!" ging dann an's Ufer und fuhr fort.

Ich beobachtete ihn, bis ich ihn aus dem Gesichte verlor. Schon fühlte ich mich frei — aber plötzlich dachte ich wieder an meine Hilflosigkeit und Verlassenheit, ich war ja ganz allein in der Wildniß des Urwaldes, ohne Speise und Trank. Hatte er vielleicht beschlossen, mich dem Hungertode zu weihen, oder wollte er wieder zurückkommen? Als ich dies bei mir überlegte, sagte ich

laut zu mir selbst: „Mag er auch wieder kommen, hier soll er mich nicht mehr finden.“

Aber wohin sollte ich fliehen? Ich wußte nicht, wo ich war. Im Dickicht des Urwaldes fand sich kein Pfad. Da erinnerte ich mich des Indianerdorfes am jenseitigen Ufer, und daß mein Mann mir gesagt hatte, die Indianer in der Gegend des obern Sees hätten so gewaltigen Respekt vor den Weißen, daß sie keinen zu beleidigen wagten, aus Furcht, entdeckt und bestraft zu werden. Ich wußte nicht, was für ein Stamm in jenem Dorfe wohnte, aber ich dachte, er würde mit den andern die Furcht vor den Weißen theilen, und wenn auch ein Einzelner es wagte, sich der Rache der Weißen auszusetzen, so würde der ganze Stamm sich nicht dieser Gefahr preisgeben wollen. Kurz, ich faßte Hoffnung, daß sie mich nach Ontonagon führen würden, zumal wenn ich ihnen eine große Belohnung verspräche.

Dann kniete ich nieder und flehte zu Gott, mich auf meinem gefährlichen Wege geleiten und schützen zu wollen, und begann die schwierige Reise. Ich wanderte durch die Wildniß, die vorher vielleicht noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Was ich litt, ist unbeschreiblich. Es war bereits dunkel geworden. Oft stolperte ich über Wurzeln oder über einen Baumstrunk; oft watete ich bis an die Kniee im Schlamm. Dornen zerrissen meine Kleider und verwundeten mich, so daß meine Hände und mein Nacken nur mehr eine große Wunde zu sein schienen. Aber mit der Kraft der Verzweiflung eilte ich vorwärts durch Dornen und Gestrüpp. Ich hörte nichts als das Geräusch meiner Schritte und das Rauschen des nahen Flusses. Ich wanderte nämlich immer dem Flusse entlang, um eine Furt zu finden, durch welche ich an's jenseitige Ufer gelangen könnte, wo das Dorf lag. In der Nähe hinüberzuschwimmen, getraute ich mich nicht, weil ich von dem rückkehrenden Indianer entdeckt zu werden fürchtete. Endlich, nachdem ich einige Stunden gelaufen,

traf ich eine Furt und kam glücklich hinüber. Ich dankte Gott und schlug die Richtung nach dem Dorfe ein. Meine Kräfte begannen zu schwinden. Oft rief ich: „Mein Gott, hilf mir und verlaß mich nicht!“ und drang immer vorwärts.

Ungefähr gegen Mitternacht hörte ich auf einmal in der Nähe einen traurigen Gesang. Eisiger Schauer durchrieselte mich, ich stand still und lauschte. Dann schlich ich leise vorwärts. Bald sah ich ein trübes Licht zwischen den Bäumen schimmern. Noch einige Schritte und ich befand mich am Rande einer Waldlichtung. Ich glaubte anfänglich das Dorf erreicht zu haben; aber ich täuschte mich. Nur ein einsames Wigwam war zu sehen. Es war bewohnt, denn aus den Ritzen schimmerte Licht. Neben dem Wigwam flackerte ein ersterbendes Feuer und erlosch allmälig. Da ich Niemand in der Nähe sah, schlich ich so geräuschlos als möglich auf das Wigwam zu und spähte durch eine Ritze in's Innere. —

Eine sonderbare Szene bot sich mir dar. Das Wigwam war vollgepfropft von Indianern jedes Alters und Geschlechts. Sie saßen, die Beine übereinander gekreuzt, am Boden. Die Meisten rauchten und ich konnte viele kaum sehen; denn das Wigwam war von einer Rauchwolke angefüllt, die durch ein in der Mitte brennendes Feuer noch vermehrt wurde. Ein alter Mann zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine ehrwürdige Gestalt mit langem weißen Haar, das unordentlich über Gesicht und Nacken herabfiel. Auf dem Schooße hatte er eine seltsame Trommel, der er von Zeit zu Zeit dumpfe Klänge entlockte, während er ein eintöniges Klagelied sang. Neben ihm saß ein jüngerer Indianer, ein wahrer Riese von Gestalt, der den Gesang mit einem klappernden Instrumente begleitete. Es war eine geheimnißvolle, wilde Szene, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. Wie ich nachher vernahm, war es eine indianische Todtenfeier. Denn die unwissenden Wilden glauben,

daß nächtlicherweile während des Trauergesanges die Seele des Todten durch die dunkeln Wasser in's „Land der Seelen" hinübergeführt werde.

Schon war ich im Begriff, in das Wigwam zu gehen und die Versammlung um Erbarmen anzuflehen — da legte sich plötzlich eine rauhe Hand auf meinen Mund, man packte und schleppte mich zum Flusse hin. — Ich versuchte zu schreien, aber die rauhe Hand hielt meinen Mund fest zugepreßt; man legte mich in ein Canoe und bedeckte mein Haupt mit einer schweren Decke, unter welcher ich sicher erstickt wäre, wenn nicht nach langer Fahrt das Canoe endlich gelandet hätte.

Bei der anbrechenden Morgendämmerung erkannte ich den schrecklichen Räuber, den rothen Pfeil, der mich wieder in sein Wigwam zurückbrachte.

„Thörichtes Weib, sollst nicht mehr entkommen!" brummte er. Den ganzen Tag über ließ er mich nicht aus den Augen und ich ahnte das Schrecklichste. Schon hatte ich alle Hoffnung verloren. Aber wann die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten, denn schon in der folgenden Nacht wurde ich von meinem Manne aus den Händen des Wilden befreit." —

Der rothe Pfeil soll bald nachher von seinen eigenen Stammesgenossen ermordet worden sein, nachdem er an den Weißen eine Reihe gräßlicher Unthaten verübt hatte. Er wurde wenigstens in der Gegend von Ontonagon nicht mehr gesehen, und da die Chippewäer die Weißen eben so sehr fürchteten, als er sie haßte, so gewinnt die Sage Wahrscheinlichkeit, daß sie ihn ermordet haben, um nicht die Rache der Weißen entgelten zu müssen.

Allerlei.

Volkswachsthum in der nordamerikanischen Union. Nachstehende Uebersicht veranschaulicht die Zunahme der Bevölkerung in folgenden Städten seit 1860:

Namen der Städte.	Einwohner 1870.	im Jahr 1860.
New-York	907,979	813,869
Philadelphia	759,000	582,529
Brooklyn	406,007	266,714
St. Louis	312,963	151,780
Chicago	297,718	109,260
Boston	253,924	177,812
Cincinnati	215,000	161,044
New-Orleans	184,688	173,783
Buffalo	114,247	81,129
Washington	109,838	61,132
Cleveland	93,018	43,417
Pittsburg	86,254	49,217
Detroit	79,619	43,417
Milwaukee	71,464	45,245
Providence, R. J.	68,870	50,666
Rochester, N. Y.	62,424	50,938
Allegheny City	53,185	28,102
New-Haven, Conn.	50,886	39,267
Memphis	50,000	22,500
Charleston, S. C.	48,431	40,578
Worcester, Mass.	41,168	24,960
Loweil, Mass.	40,937	36,827
Indianopolis	47,648	18,611
Cambridge, Mass.	39,650	26,060
Hartford, Conn.	38,790	29,152
Toledo	31,693	18,758
Columbus	31,336	18,554

Namen der Städte.		Einwohner im Jahr 1870.	1860.
Wilmington	. . . .	30,904	21,258
Dayton	. . . .	30,866	20,081
Lawience	. . . .	29,931	17,639
Charlestown, Mass.	. . . . . .	28,330	25,063
Lynn, Mass.	. . . .	28,231	19,033
Fall-River, Mass.	. . . .	26,768	14,026
Springfield, Mass.	. . . .	29,706	15,199
Quincy, Illinois	. . . .	24,368	13,032
Salem, Mass.	. . . .	24,119	22,252
Manchester, N. H.	. . . .	23,509	20,107
Peoria, Illinois	. . . .	22,854	14,045
New-Bedford, Mass.	. . . .	21,231	22,300
Oswego, N. Y.	. . . .	20,960	19,288
Davenport, Jowa	. . . .	20,141	11,267
St. Paul, Minn.	. . . .	20,045	10,401

Das größte Geschäft der Welt ist dasjenige von A. T. Stewart und Comp. in New-York; denn in demselben sind schon seit mehreren Jahren — es ist Modewaaren-, Seide-, Leinwand- und Manufacturwaaren-, desgleichen auch Kleider-, Wäsche- und Handschuh-Geschäft — gegen siebenzehn-hundert Personen beschäftigt. Nämlich: 1 General-Dirigent, 19 Vorsteher der einzelnen Geschäftszweige, in die es zerfällt, 1 Ober-Cassier und 9 Cassiere, 1 Ober-Buchhalter und 23 Buchhalter, 9 Correspondenten, 470 Verkäufer und Verkäuferinnen, 1 Castellan, 2 Botenmeister und 27 Thürsteher, 880 Schneiderinnen, Putzmacherinnen und Weißzeug-Nähterinnen, 55 erwachsene Austräger, Colporteurs und Hausknechte und 190 Laufburschen. Zur Weihnachtszeit findet, wegen gehäufter Bestellungen und Ablieferungen, eine Verstärkung des Personals auf nahezu zweitausend zweihundert Köpfe statt. In dieser Zeit beträgt der tägliche Geschäftserlös durchschnittlich 80,000 Dollars, steigt aber auch an einzelnen Tagen bis nahe 100,000 Dollars. Während des Wintersemesters beträgt

werktäglich der Erlös durchschnittlich 62,000 Dollars, während des Halbjahres vom 1. April bis 30. September etwa 54,000 Dollars. Der Gesammt-Jahresumsatz dieses Riesengeschäftes, dessen General-Dirigent einen Jahresgehalt bezieht, welcher demjenigen des Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichkommt und manchen deutschen Ministergehalt übertrifft, wird auf siebenzehn bis achtzehn Millionen Dollars geschätzt, übertrifft also den Gesammtumsatz manches mittelgroßen Handelsplatzes.

Alter schützt vor Thorheit nicht. In New-Jersey fand jüngst eine Hochzeit statt, wobei der Bräutigam 74, die Braut 73 und der die Trauung vornehmende Geistliche 90 Jahre alt waren. Von den beiden zarten Brautjungfern hatte die eine 73, die andere 77 Herbste erlebt. Diese 5 Personen zählten zusammen die Kleinigkeit von 387 Jahren.

Das Ausästen der Obstbäume soll nach den 22jährigen Erfahrungen des Dr. E. Lukas in Reutlingen, eines in der Obstbaumzucht anerkannt tüchtigen Fachmannes, nicht im Frühling, sondern im Juli und August geschehen.

Sägespäne als Kühfutter. In Preußen und Mecklenburg wurden solche Versuche mit bestem Erfolg angestellt. Man gab jeder Kuh den Herbst und Winter über täglich 5 Pfund tannene Sägespäne mit 3 Pfund Kleie und mit dem Heckerling gemischt, wobei das Ganze mäßig angefeuchtet ward. Die Kühe fressen diese Mischung sehr gern; auch übt die Fütterung der Sägespäne einen entschieden wohlthätigen Einfluß auf den Fettgehalt der Milch aus, wie sich dies deutlich herausstellte, als die Späne etwa eine Woche lang fehlten. Wahrscheinlich wird dabei der Harzgehalt der tannenen Sägespäne besonders mitwirkend sein. Uebelstände haben sich bei dieser Fütterung keine herausgestellt.

Familien-Bibliothek.

Inhaltsverzeichniß.

Apoloni, Victor

Das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci eine Legende

Einsiedeln [u.a.] 1874